Bibliothek
der
Volkswirtschaftslehre und Gesellschaftswissenschaft.
Begründet von F. Stöpel.
Fortgeführt von Robert Prager.

Neue Grundsätze
der
Politischen Ökonomie.

Von

J. C. L. Simonde de Sismondi.

I.

Nach der zweiten Ausgabe des französischen Originals.

Berlin
Verlag von R. L. Prager
1901.

Bibliothek

der

Volkswirtschaftslehre

und

Gesellschaftswissenschaft.

Begründet von F. Stöpel.

Fortgeführt

von

Robert Prager.

IX.

Berlin
Verlag von R. L. Prager
1901.

Neue Grundsätze

der

Politischen Ökonomie

oder

Der Reichtum

in seinen Beziehungen zu der Bevölkerung

von

J. C. L. Simonde de Sismondi.

Nach der zweiten Ausgabe von 1827 übertragen

von

Robert Prager.

I.

Berlin.

Verlag von R. L. Prager

1901.

Inhalt.

Erstes Buch.

Gegenstand der politischen Oekonomie und Ursprung dieser Wissenschaft.

Zweites Buch.

Bildung und Fortschreiten des Reichtums.

Drittes Buch.

Von dem Eigentum an Grund und Boden.

Viertes Buch.

Von dem Handelsreichtum.

Sismondi, Jean Charles Léonard Simonde de,

wurde am 9. Mai 1773 zu Genf geboren.*) Sein Vater, ein protestantischer Geistlicher und seit 1782 Mitglied des grofsen Rates der Republik Genf, bestimmte seinen Sohn für den Kaufmannsstand. Nach Erlangung einer klassischen Schulbildung und dem Besuche der Universität Genf trat der junge Sismondi in ein Lyoner Handelshaus ein. 1792 durch die revolutionäre Erhebung Lyons gegen den Konvent von dort vertrieben, kehrte er nach Genf zurück, verliefs jedoch auch diese Stadt infolge der dort ausbrechenden Revolution und begab sich mit seiner Familie zuerst nach England und von da nach Toskana, wo sich die Familie im Jahre 1795 bei Pescia, in der Nähe von Florenz niederliefs. Im Jahre 1800 kehrte Sismondi nach Genf zurück und war dort kurze Zeit Handelskammersekretär des Departement du Léman. Einen Ruf an die Hochschule in Wilna als Professor der politischen Ökonomie schlug Sismondi aus. Die freundschaftlichen Beziehungen zu Necker und dessen Tochter, Frau von Staël, führten ihn in den Kreis hervorragender Schriftsteller, die in Neckers Hause in Coppet bei Genf verkehrten und liessen ihn die Aufforderung der Frau von Staël, sie auf ihren wiederholten Reisen nach Deutschland und Italien zu begleiten, gern annehmen. Im Jahre 1813 wurde Sismondi Mitglied des grofsen Rats von Genf, im Jahre 1819 erhielt er eine Berufung nach Paris als Professor an der Sorbonne, die er jedoch ausschlug. Die Académie des sciences morales et politiques in Paris er-

*) Ich folge in meiner Skizze wesentlich dem Aufsatze Lippert's im 5. Bande des „Handwörterbuchs der Staatswissenschaften" 1. Auflage, sowie der Darstellung des Systems Sismondi's bei „Eisenhart, Geschichte der Nationalökonomik."

nannte ihn im Jahre 1833 zu ihrem auswärtigen Mitgliede. Sismondi starb am 25. Juni 1842 in seinem Landhause in der Nähe von Genf.

Neben einer grofsen Anzahl von Zeitschriftenartikeln hat Sismondi seine Ansichten in einer Anzahl gröfserer Werke niedergelegt, von denen als die bedeutendsten wohl die „Etudes sur l'Économie politique" und die hier in Übersetzung vorliegenden „Nouveaux principes" zu nennen sind. Seine erste staatswirtschaftliche Schrift war das im Jahre 1801 veröffentlichte: „Tableau de l'agriculture toscane", dem zwei Jahre später: „De la richesse commerciale ou principes de l'économie politique, appliquée à la législation du commerce" folgte. Letzteres Werk machte ihn bald bekannt, da die in dem Werke durchgeführte harmonische Verbindung des Physiokratismus mit den Ansichten Adam Smiths sowohl die Ökonomisten wie die Anhänger Adam Smiths befriedigte. Um so gröfserer Opposition in den leitenden Kreisen begegneten seine „Neuen Grundsätze", die auch in späterer Zeit die verschiedenste, und man darf sagen, unrichtigste Beurteilung erfahren haben. Die ersten Angriffe erfolgten von seiten der herrschenden volkswirtschaftlichen Schule, die ihn nach Veröffentlichung seines „De la richesse commerciale" als Anhänger begrüfst hatte und ihn nach Veröffentlichung seiner „Neuen Grundsätze" als Renegaten betrachtete. Sehr mit Unrecht. Ebenso wie in seiner „Richesse" erkennt Sismondi in seinen „Neuen Grundsätzen" die Verdienste Adam Smiths unumwunden an und bekennt sich als seinen Schüler und Anhänger. Dies hindert ihn allerdings nicht, die Auswüchse dieses Systems, die den Schülern und Nachtretern Adam Smiths zur Last fallen, zu geifseln, den äufsersten Individualismus, die schrankenlose Konkurrenz, die Ausschliefsung der wirtschaftlich Schwächeren von der Güterverteilung mit Wärme zu bekämpfen. Er steht auf dem Standpunkte Adam Smiths, indem er die Arbeit als die einzige Quelle des Reichtums anerkennt, und die Sparsamkeit als das einzige Mittel, ihn zu bewahren, er fügt aber hinzu, dafs der Reichtum nicht Selbstzweck sei, sondern der Genufs der einzige Zweck seiner Aufhäufung, und dafs ein Wachsen des Nationalreichtums ohne gleichzeitiges Wachsen der nationalen Genüsse ein nationales

Übel sei. Er tritt der öden Plusmacherei Ricardos ebenso entschieden entgegen, wie seinem „ehernen Lohngesetz“, bekämpft aber ebenso die Malthussche Annahme, dafs die Bevölkerung sich jemals über das Maximum der Lebensmittelerzeugung hinaus vermehren könne. So tritt Sismondi, von Adam Smith ausgehend, der liberal-individualistischen Anschauung entgegen, die den schrankenlosen Egoismus, die unbegrenzte Konkurrenz als Triebfeder der Volkswirtschaft ansah. Er fordert vom Staat, dafs er die Regelung der Wirtschaft in die Hand nehme, die Schwachen schütze, für den Armen bei Krankheit und Altersschwäche sorge. So konnte es nicht fehlen, dafs Sismondi als Sozialist angesehen wurde. Blanqui nennt seine „Neuen Grundsätze“ „le plus éloquent manifeste de l'école radicale“, auch Hildebrand und Knies reihen ihn unter die Sozialisten ein. Eine Prüfung der „Neuen Grundsätze“ dürfte die Unrichtigkeit dieser Ansicht ergeben. Überall betont Sismondi die Achtung vor der persönlichen Freiheit wie vor dem Eigentum. Er verwirft jede gesetzliche Nötigung, jede anderweitige Verteilung der Früchte des Grofsbetriebs, Arbeitstaxen. Allerdings fordert er, dafs der Arbeitgeber für die Erhaltung des Arbeitnehmers verantwortlich bleibe. Haben die Arbeitgeber diese Arbeiterklasse ins Leben gerufen, so bleiben sie auch für die Lage derselben verhaftet, doch soll dies lediglich eine Art Solidarität zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitern sein. Will man Sismondi klassifizieren, so dürfte man ihn wohl am ehesten als einen Vorgänger der sog. Kathedersozialisten ansprechen, ebenso darf man vielleicht sagen, dafs die Arbeiterversicherung, die das Deutsche Reich eingeführt hat, ihm als Ideal vorgeschwebt habe. Hat Sismondi auch wesentlich in der Negation, in der Aufdeckung der Fehler des herrschenden Systems gewirkt und stehen seine positiven Vorschläge nicht auf gleicher Höhe, so mögen wir mit ihm nicht rechten, die wir ja auch die Lösung des Problems bis heute nicht gefunden haben. Aber schon dadurch, dafs Sismondi den ethischen Gehalt der Volkswirtschaft betont hat, dafs er das Glück und das Wohlbefinden der gesamten Bevölkerung als Ziel der Anhäufung des Reichtums hingestellt hat, hat er sich ein unvergängliches Verdienst erworben. Ich schliefse mit den Worten Eisenharts: „In

der Vollziehung dieser Aufgabe steht das Jahrhundert noch mitten inne, denn was in dieser Richtung bisher hervorgetreten ist, hat sich noch immer stärker in der Kritik als in der schöpferischen Neubildung erwiesen, man müfste denn die Improvisation sozialistischer Utopien für eine solche nehmen wollen. Und zwar gilt dieses sofort von demjenigen Systeme, auf welches die Reorganisation der Wissenschaft zurückgeführt werden mufs, indem es zuerst die Diagnose der grofsen Sozialkrankheit gestellt hat, welche die liberale Periode über das Leben heraufgeführt hat und das sich mit Recht rühmt, die alte Orthodoxie erschüttert zu haben. Es sind die Nouveaux principes d'économie politique von Simonde de Sismondi mit seinem bezeichnenden Gegentitel: ou de la richesse dans ses rapports avec la population.“*)

*) Geschichte der Nationalökonomik 2. Aufl. 1891, S. 118, 1881, S. 101.

Vorbemerkung zu der 2. Auflage.

Vor sieben Jahren habe ich das Werk veröffentlicht, dessen 2. Ausgabe ich heute dem Publikum vorlege. Ich verhehle mir nicht, dafs das Werk nicht die Anerkennung der Männer gefunden hat, die man heute mit Recht als diejenigen betrachtet, die die Wissenschaften die erheblichsten Fortschritte haben machen lassen; ich mufs selbst ihrem persönlichen Wohlwollen die Mäfsigung zuschreiben, mit der sie mein Buch bekämpft haben. Es hat mich nicht in Erstaunen gesetzt, dafs mein Buch einen tiefern Eindruck nicht hinterlassen hat; zweifellos habe ich Grundsätze wieder ans Licht gezogen, die man als abgethan betrachtete; ich habe eine Wissenschaft erschüttert, die durch ihre Einfachheit, durch die klare und methodische Entwicklung ihrer Gesetze eine der vornehmsten Schöpfungen des menschlichen Geistes schien; ich habe endlich die Orthodoxie angegriffen, was in der Philosophie ein ebenso gefährliches Unternehmen ist, wie in der Religion. Gleichzeitig war ich noch in anderer Weise im Nachteil; ich mufste mich von Freunden trennen, deren politische Meinung ich teile, ich zeigte die Gefahr von Neuerungen, die sie empfehlen, ich wies nach, dafs gewisse Einrichtungen, die sie lange Zeit als Mifsbräuche bekämpft hatten, wohlthätige Folgen gehabt haben, ich rief endlich bei mehr als einer Gelegenheit das Dazwischentreten des Staates behufs Regelung der Fortschritte des Reich-

tums an, anstatt die politische Ökonomie auf die einfachste und anscheinend liberalste Formel zurückzuführen, auf das thun lassen und das gehen lassen (laisser faire et laisser passer).

Ich hatte keine Ursache, mich zu beklagen; ich wartete, denn die Wahrheit ist stärker, als der Geist eines Systems. Hätte ich mich getäuscht, so hätten die Thatsachen nicht ermangelt, mir dies zu offenbaren; hätte ich dagegen neue Grundsätze entdeckt, welche aber selbst in meinen Augen nur erst anfingen, Wichtigkeit zu erlangen, so hätten die Thatsachen nicht gezögert, sie zu stützen, und ich hätte bei allem Respekt vor der Autorität der Hohenpriester der Wissenschaft mit Galilei sagen können: und sie bewegt sich doch.

Sieben Jahre sind verflossen und die Thatsachen scheinen siegreich für mich gekämpft zu haben. Sie haben besser, als ich es hätte thun können, bewiesen, dafs die Gelehrten, von denen ich mich getrennt hatte, einer falschen Glückseligkeit nachgegangen waren, dafs ihre Theorien, da wo sie praktisch ausgeübt wurden, wohl den materiellen Reichtum hatten vermehren können, dafs sie aber zu gleicher Zeit die Masse der Genüsse, die jedem einzelnen zukommen, vermindert hatten, dafs, wenn sie die Neigung hatten, den Reichen reicher zu machen, sie zugleich den Armen ärmer und abhängiger machten und schlechter für ihn sorgten. Gänzlich unerwartete Wechselfälle in der Handelswelt folgten sich auf dem Fufse; die Fortschritte der Industrie und der Wohlhabenheit konnten die Industriellen, die diese Wohlhabenheit geschaffen hatten, nicht vor unerhörten Leiden schützen; die Thatsachen haben weder der allgemeinen Erwartung noch den Vorhersagungen der Weisen entsprochen, und trotz des blinden Glaubens, den die Schüler der politischen Ökonomie den Lehren ihrer Meister entgegenbringen,

haben sie sich gezwungen gesehen, für Erscheinungen neue Erklärungen zu fordern, die sich so ganz von den Regeln entfernen, die sie als feststehend zu betrachten sich gewöhnt hatten.

Unter diesen Erklärungen sind die, die ich im Voraus gegeben habe, als vollständig den Ergebnissen entsprechend, befunden worden. Vielleicht ist dieser Übereinstimmung das schnelle Vergriffensein meines Werkes und das Verlangen nach einer neuen Ausgabe zuzuschreiben. In England war es, wo ich diese Aufgabe gelöst habe. England hat die berühmtesten Volkswirte hervorgebracht. Ihre Lehren werden dort heute noch mit einer verdoppelten Wärme vorgetragen. Staatsminister, die doch schon eingeweiht sind in die Lehre vom öffentlichen Wohle, kann man dort den Vorlesungen eines der tüchtigsten volkswirtschaftlichen Lehrer folgen sehen: stets hörte man sie sich auf seine Grundsätze im Parlament berufen. Der allgemeine Wettbewerb oder der Wunsch, immer mehr zu produzieren und zu immer billigerem Preise, ist seit langer Zeit das in England mafsgebende System. Ich habe dieses System als gefährlich angegriffen, dies System, das Englands Industrie die ungeheuersten Fortschritte hat machen lassen, aber das in seinem Verlauf die Arbeiter in ein erschreckendes Elend gestürzt hat. Neben diese Zuckungen des Reichtums habe ich geglaubt, mich stellen zu sollen, um meine Ausführungen noch einmal zu überlegen und sie mit den Thatsachen zu vergleichen.

Das Studium Englands hat mich in meinen „neuen Grundsätzen“ befestigt. In diesem überraschenden Lande, das eine grofse Erfahrung zur Belehrung der übrigen Welt in sich zu bergen scheint, habe ich die Produktion zunehmen und die Genüsse abnehmen sehen. Die Masse der Bevölkerung scheint dort ebenso, wie die Philosophen, zu vergessen, dafs das An-

wachsen der Reichtümer nicht der Zweck der politischen Ökonomie ist, sondern das Mittel, dessen sie sich bedient, um das Glück aller zu fördern. Ich habe dieses Glück in allen Klassen gesucht, es aber nirgends finden können. Thatsächlich ist die hohe englische Aristokratie bei einem Grad des Reichtums und des Luxus angelangt, der alles übersteigt, was man bei allen übrigen Völkern zu sehen bekommt. Indessen erfreut sie sich selbst nicht der Fülle, die sie auf Kosten der andern Klassen erworben zu haben scheint; es mangelt ihr die Sicherheit: Entbehrung macht sich in jeder Familie noch mehr bemerkbar, als der Überfluſs. Wenn ich in diese Häuser eintrete, deren Pracht eine wahrhaft königliche ist, höre ich ihre Besitzer beteuern, daſs durch die Aufhebung des Getreidemonopols, das sie ihren Mitbürgern gegenüber ausüben, ihr Vermögen vernichtet werden würde, denn ihre Ländereien, die sich über ganze Provinzen*) ausdehnen, werden nicht mehr die Bebauungskosten einbringen. Um diese Besitzer sieht man eine Zahl von Kindern, die in andern Aristokratien ihresgleichen nicht findet. Einige haben 10, 12 und manchmal noch mehr Kinder, aber alle diese jüngeren Söhne, alle die Töchter werden der Eitelkeit des ältesten geopfert; ihre Abfindung in Kapital ist nicht einmal einer Jahresrente ihres Bruders gleich; ohne zu heiraten, müssen sie altern, und mit ihrer Abhängigkeit am Schlusse ihres Lebens müssen sie den Luxus ihrer ersten Jugendjahre sehr teuer bezahlen.

*) An anderer Stelle habe ich von einem Besitz der Gräfin Sutherland gesprochen, der 400 000 Hektar umfaſst. Im allgemeinen kann man annehmen, daſs auf jedes Tausend £ Einkommen eines englischen Groſsen ein Besitz von 2 geometrischen Meilen im Quadrat kommt; aber in Schottland, Irland und Wales setzt dasselbe Einkommen einen mehr als doppelten Umfang voraus. Das ungeheure Anwachsen des Grund- und Bodenreichtums in der letzten Zeit erklärt genugsam die Verminderung der Zahl der Eigentümer.

Unter dieser betitelten und nicht betitelten Aristokratie nimmt der Handel eine hervorragende Stellung ein; seine Unternehmungen umfassen die ganze Welt, seine Angestellten bieten dem Polareise und der Hitze des Äquators Trotz, während jeder der Chefs, die sich auf der Börse versammeln, über Millionen gebietet. Zu gleicher Zeit stellen in allen Strafsen Londons, so wie in denen der andern grofsen Städte Englands, die Läden Waren zur Schau, die dem Verbrauch des Weltalls genügen würden. Bringt aber der Reichtum dem englischen Händler die Art von Glück, die er zu gewähren imstande ist? Nein, in keinem Lande sind die Bankrotte so häufig. Nirgends werden diese ungeheuren Vermögen, von denen jedes für eine öffentliche Anleihe zur Erhaltung eines Reiches oder einer Republik ausreichen würde, mit solcher Schnelligkeit in alle Winde zerstreut. Alle beklagen sich, dafs die Geschäfte nicht ausreichend, dafs sie schwierig und wenig einträglich sind. Vor wenigen Jahren haben zwei schreckliche Krisen einen Teil der Banquiers zu Grunde gerichtet, und die Verheerung hat sich auf alle englischen Manufakturen erstreckt. Zu gleicher Zeit hat eine andere Krise die Pächter zu Grunde gerichtet, und hat ihre Rückwirkung den Kleinhandel fühlen lassen. Andererseits ist dieser Handel trotz seiner ungeheuren Ausdehnung nicht imstande, jungen Leuten einen Platz zu bieten; alle Stellen sind besetzt und in den oberen Schichten der Gesellschaft, wie in den niederen, bietet der gröfste Teil vergebens seine Arbeit an, ohne einen Lohn erhalten zu können.

Hat dieser nationale Wohlstand, dessen materielle Fortschritte alle Augen blenden, hat dieser endlich zum Vorteil des Armen gedient? Nichts weniger als das. In England hat das Volk ebenso wenig Behaglichkeit in der Gegenwart, wie Sicherung für die Zukunft. Keine Bauern giebt es mehr auf dem Lande;

man hat sie gezwungen, Tagelöhnern Platz zu machen; fast keine Handwerker mehr in den Städten oder unabhängige Kleinindustrielle, sondern nur Fabrikarbeiter. Der Industrielle, um ein Wort anzuwenden, das dieses System selbst aufgebracht hat, weifs nicht mehr, was es heifst einen Beruf zu haben, er erhält einfach einen Lohn und da dieser Lohn ihm nicht gleichmäfsig zu allen Zeiten genügen kann, ist er fast in jedem Jahr gezwungen, von der Börse der Armen ein Almosen zu erbitten.

Diese so reiche Nation hat es für vorteilhafter befunden, alles Gold und Silber, das sie besafs, zu verkaufen, zu Anweisungen überzugehen und ihren ganzen Umlauf mittelst Papier zu bewirken. Sie hat sich so freiwillig des bedeutendsten Vorteils des Zahlmittels beraubt, der Beständigkeit des Preises; die Inhaber von Anweisungen auf Provinzialbanken laufen täglich Gefahr, durch häufige und gewissermafsen epidemisch auftretende Bankrotte der Bankiers zu Grunde gerichtet zu werden, und der ganze Staat ist in allen seinen Vermögensbeziehungen den gröfsten Zuckungen ausgesetzt, wenn ein feindlicher Einfall oder eine Revolution den Kredit der Nationalbank erschüttert. Die englische Nation hat es für sparsamer befunden, auf die Bodenbestellungsarten zu verzichten, die viel Handarbeit erfordern, und hat die Hälfte der Landbebauer, die seine Felder bewohnten, verabschiedet, ebenso wie die Handwerker in den Städten; die Weber machen Platz den „power looms“ (Dampfbetrieb) und unterliegen heute dem Hunger; sie hat es für sparsamer befunden, alle Arbeiter auf den niedrigsten Lohn zu setzen, mit dem sie leben können, so dafs die Arbeiter, die nur noch Proletarier sind, keine Furcht hegen, sich in ein noch tieferes Elend zu stürzen, wenn sie immer zahlreichere Familien aufziehen; sie hat es für sparsamer befunden, die Irländer nur mit Kartoffeln

zu nähren und ihnen nur Lumpen zur Kleidung zu geben, und so bringt jedes Schiff täglich Legionen Irländer, die zu billigerem Preise arbeiten, als die Engländer, und diese aus allen Gewerben vertreiben. Was sind also die Früchte dieses ungeheuren angehäuften Reichtums? Haben sie eine andere Wirkung gehabt, als die Sorgen, die Entbehrungen, die Gefahr eines vollständigen Untergangs allen Klassen mitzuteilen? Hat England, als es die Menschen über den Dingen vergafs, nicht den Zweck den Mitteln geopfert?

Das Beispiel Englands ist um so packender, als es sich um eine freie, aufgeklärte, gut regierte Nation handelt und alle seine Leiden einzig und allein daraus hervorgehen, dafs es eine falsche wirtschaftliche Richtung verfolgt hat. Ohne Zweifel ist der Fremde in England von den anmafsenden Ansprüchen der Aristokratie und von der Anhäufung der ohne Aufhören anwachsenden Reichtümer in denselben Händen betroffen. In keinem Lande indessen ist die Unabhängigkeit aller Klassen des Volks besser gewahrt, und der Arme bewahrt neben einer achtungsvollen Ehrerbietung, die uns in Erstaunen setzt, im Grunde seiner Seele das Bewufstsein seiner eigenen Würde. In keinem andern Lande durchdringt das Gefühl des Vertrauens in das Gesetz und der Achtung für dasselbe mehr alle Klassen; in keinem andern Lande ist das Gefühl des Mitleids allgemeiner, in keinem bemühen sich die Reichen mehr, allem Unglück Hilfe zu bringen, in keinem andern Lande ist die öffentliche Meinung mächtiger, in keinem die Regierung aufgeklärter, mehr bemüht, das allgemeine Wohl zu suchen und geschickter, es zu finden. Sollen also soviel Hilfsmittel, soviel Tüchtigkeit für die menschliche Gesellschaft von keinem Nutzen sein? Ja, wenn sie das Unglück haben, sich in einer falschen Richtung zu bethätigen. England, das aufgeklärter, freier und

mächtiger als die andern Völker ist, ist nur später zu dem Ziele gekommen, das ein Irrtum es verfolgen liefs. Seine Lebenskraft und die Talente seiner Staatsmänner werden ihm, wenn es den festen Willen dazu hat, behilflich sein, leichter als ein anderes Volk in den richtigen Weg einzulenken; aber die Wissenschaft hat ihre Vorurteile, die Völker haben ihre Gewohnheiten und noch heute in ihren Drangsalen treffen die Engländer lediglich Mafsnahmen, die geeignet sind, das Elend zu vergröfsern.

Ich habe in dem Buche, das ich hiermit von Neuem dem Publikum darbiete, zu begründen versucht, dafs der Fortschritt der Reichtümer, wenn sie dem Glücke aller dienen sollen, in Anbetracht, dafs sie alle materiellen Genüsse des Menschen in sich schliefsen, mit dem Anwachsen der Bevölkerung in Übereinstimmung stehen müssen und dafs ihre Verteilung unter diese Bevölkerung ein Verhältnis aufweisen müsse, an dem man nicht ohne äufserste Gefahr rütteln darf. Ich habe mir vorgenommen, nachzuweisen, dafs es für das Glück aller notwendig sei, dafs das Einkommen mit dem Kapital wachse, dafs die Bevölkerung nicht das Einkommen überschreite, das ihr den Lebensunterhalt gewährt, dafs der Verbrauch mit der Bevölkerung wachse und dafs die Wiedererzeugung sowohl mit dem Kapital, das sie schafft, als mit der Bevölkerung, die sie verbraucht, in gleichem Verhältnisse stehe. Ich habe zu gleicher Zeit gezeigt, dafs jede dieser Beziehungen unabhängig von den andern gestört werden könne; dafs das Einkommen häufig nicht im Verhältnis zum Kapital wächst, dafs die Bevölkerung sich vermehren kann, ohne dafs sich das Einkommen vermehrt, dafs eine zwar zahlreichere, aber elendere Bevölkerung einen geringern Verbrauch haben kann, dafs endlich die Wiedererzeugung den Kapitalien, die sie beleben, ent-

sprechen kann, aber nicht dem Begehr der Bevölkerung: jedesmal aber, wenn eine oder die andere dieser Beziehungen gestört ist, bedeuten diese Störungen für die Gesellschaft einen leidenden Zustand.

Auf diesem Verhältnis sind meine „neuen Grundsätze“ begründet; in der Wichtigkeit, die ich diesem Verhältnis zuerkenne, unterscheide ich mich wesentlich von den Gelehrten, die in unserer Zeit in so glänzender Weise die ökonomischen Wissenschaften vorgetragen haben, wie Say, Ricardo, Malthus und Mac Culloch. Diese scheinen mir beständig von den Hindernissen abgesehen zu haben, welche sie in der Verkettung ihrer Gedanken hinderten, und zu falschen Schlüssen gekommen zu sein, weil sie nicht das unterschieden haben, was zu unterscheiden ihnen Mühe machte.

Alle neueren Volkswirte haben thatsächlich anerkannt, dafs das öffentliche Vermögen, insofern es nur die Zusammenfassung der Privatvermögen ist, durch dieselben Vorgänge, wie das jedes Privatmannes entsteht, sich vermehrt, verteilt wird, zu Grunde geht. Alle wufsten gar wohl, dafs bei einem Privatvermögen der Teil, der ganz besonders beachtet werden mufs, das Einkommen ist, dafs nach dem Einkommen der Verbrauch oder die Ausgabe sich richten mufs, wenn man nicht das Kapital zerstören will. Da aber in dem öffentlichen Vermögen aus dem Kapital des Einen das Einkommen des Andern wird, waren sie in Verlegenheit zu entscheiden, was Kapital ist und was Einkommen, und haben es deshalb für das Einfachste gehalten, das letztere vollständig bei ihren Berechnungen bei Seite zu lassen.

Durch die Unterlassung der Bestimmung einer so wesentlichen Menge sind Say und Ricardo zu dem Glauben gelangt, dafs der Verbrauch eine unbegrenzte Macht sei, oder wenigstens, dafs seine Grenzen lediglich

durch die Produktion bestimmt werden, während er doch thatsächlich durch das Einkommen begrenzt wird. Sie haben gemeint, dafs jeder produzierte Reichtum stets Verbraucher finde, und sie haben die Produzenten zu dieser Überfüllung der Märkte ermutigt, die heute das Elend der gesitteten Welt ausmacht, anstatt dafs sie die Produzenten hätten darauf hinweisen sollen, dafs sie nur auf Verbraucher rechnen können, die ein Einkommen haben. Derselben Vergefslichkeit macht sich Malthus schuldig, wenn er die Gefahr eines ungeordneten Anwachsens der Bevölkerung aufzeigt, ihre Grenze aber nur in der Menge der Unterhaltsmittel sieht, die die Erde hervorbringen kann, eine Menge, die noch auf lange Zeit hinaus fähig ist, sich mit einer aufserordentlichen Schnelligkeit zu vergröfsern. Hätte er das Einkommen berücksichtigt, so hätte er bald gesehen, dafs die Ursache aller Leiden der arbeitenden Bevölkerung in dem Mifsverhältnis, das zwischen ihr und ihrem Einkommen besteht, zu suchen ist. Mac Culloch behauptet in einem kleinen Schriftchen, das zur Aufklärung des Volkes über die Lohnfrage bestimmt ist, dafs der Lohn des Armen sich notwendig nach dem Verhältnis zwischen der Bevölkerung und dem Kapital bemifst, während der Lohn, eine Folge der Menge verlangter Arbeit, sich aufserdem nach dem Verbrauch richten mufs, der sich wieder nach dem Einkommen richtet. In derselben Schrift ermahnt er den Armen, bei der Vermehrung seiner Familie sich nach der Vermehrung des nationalen Kapitals zu richten, von deren Menge es ihm doch schlechterdings unmöglich ist, sich eine auch nur unklare Vorstellung zu machen, während er hätte sagen sollen, dafs jeder Mensch, wenn er sich verheiratet und eine Familie begründet, stets verpflichtet ist, sich nach seinem eigenen Einkommen zu richten. Aus diesem ergiebt sich leicht der Schlufs,

dafs es für das Volk genügt, wenn alle Menschen sich nach dem Einkommen aller einrichten.

Ich veröffentliche also heute mit mehr Vertrauen meine „neuen Grundsätze der politischen Ökonomie.“ Dieser ein wenig unklare Titel könnte vermuten lassen, dafs dieses Buch nur ein neues Handbuch der Anfangsgründe der Wissenschaft ist. Meine Ansprüche gehen weiter: ich glaube die politische Ökonomie auf eine neue Grundlage gestellt zu haben, einmal durch die Bestimmung des Einkommens aller, das andere Mal durch Nachforschungen über die Verteilung dieses Einkommens, das bei weitem das gröfste Glück über die Nationen ausschüttet und das am besten den Zweck der Wissenschaft erreicht.

Andere ebenso neue Grundsätze, aber von einer weniger allgemeinen Anwendung, leiten sich noch aus diesem ab. Ich habe gezeigt, dafs der Bodenreichtum um so viel produktiver sei, als dem Bebauer ein gröfserer Anteil an dem Eigentum des Bodens zustehe; dafs die Gesetze, die dazu bestimmt sind, den alten Familien ihr Erbteil zu erhalten, selbst den Untergang dieser Familien herbeiführen, dafs das Gleichgewicht zwischen den Gewinnen von Industrien, die miteinander in Wettbewerb stehen, auf das die neueren Volkswirte ihre Berechnungen begründet haben, nur durch die Zerstörung der feststehenden Kapitalien und durch das Hinsterben der in einer untergehenden Industrie beschäftigten Arbeiter erreicht werden kann; dafs, obgleich die Erfindung der Maschinen, die die Kräfte des Menschen vervielfacht, eine Wohlthat für die Menschen ist, die ungerechte Verteilung ihrer Wohlthaten sie in Geifseln der Armen verwandelt; dafs die Ausgaben für Metallgeld von den öffentlichen Ausgaben einer Nation die nützlichsten und für seine Stellung die verständigsten sind; dafs die öffentlichen

Fonds als ein eingebildetes Kapital, eine Anweisung auf das Einkommen sind, welches aus der Arbeit und der Industrie entstehen kann; daſs die natürlichen Grenzen der Bevölkerung stets durch die geachtet werden, die etwas haben und stets durch die überschritten werden, die nichts haben. Man möge mir also nicht vorwerfen, daſs ich die Wissenschaft habe Rückschritte machen lassen wollen, ich habe sie im Gegenteil einen Schritt vorwärts gebracht und sie auf eine neue Grundlage gestellt. Mit Inbrunst bitte ich deshalb, man wolle mir folgen, im Namen des Elends, das heute eine so groſse Zahl unserer Brüder bedrückt, und das die alte Wissenschaft uns weder verstehen, noch ihm vorzubeugen lehrt.

Die Beurteilungen, denen die erste Ausgabe meiner „neuen Grundsätze“ ausgesetzt gewesen ist, sind für mich nicht verloren gewesen; ich habe dieses Werk fast gänzlich umgearbeitet; häufig habe ich gesucht, was etwa dunkel geblieben sein könnte, klarer auszudrücken; indem ich die Aufmerksamkeit meiner Leser auf England richtete, wollte ich in der Krise, unter der dieses Land leidet, sowohl die Ursache unserer Leiden aufzeigen, da ja die verschiedenen Industrien des ganzen Weltalls mit einander in Verbindung stehen, als auch die Geschichte unserer eigenen Zukunft, wenn wir fortfahren, nach den Grundsätzen zu handeln, die England befolgt hat; ich habe aber auch einige Male den Beurteilungen, die mir gerecht zu sein schienen, durch Streichungen oder Änderungen meine Achtung bezeigt. Indessen glaube ich gegen die oft leichtfertige, oft falsche Art, in der ein Werk über die sozialen Wissenschaften in der Welt beurteilt wird, Verwahrung einlegen zu sollen. Die Streitfrage, die diese der Lösung unterbreiten, ist viel verwickelter, als alle Fragen der Naturwissenschaften, und wendet sich zu gleicher Zeit an das Herz wie an den Verstand.

Der Beobachter erkennt ungerechte Leiden, die dem Thun des Menschen entspringen, und deren Opfer der Mensch ist. Er darf sie nicht kaltsinnig betrachten und über sie hinweggehen, ohne ein Heilmittel zu suchen: diese Heilmittel werden häufig bei den Gefühlen oder den Vorurteilen der Leser Anstofs erregen, sie können auch zuweilen überflüssig oder unanwendbar sein. Dies sind ohne Zweifel recht viel Fehler, aber dies sind mehr Fehler in Bezug auf die Anwendung, als politisch ökonomische. Der Verfasser oder der Leser können sich über die Anwendung im Irrtum befinden, weil nicht alle Umstände, die die Grundlagen dieser Anwendung bilden, sich in dem Buche finden. Die Verkettung der Grundsätze kann indessen nicht durch etwa überflüssiges Beiwerk, die einem Widerspruch oder dem Übelwollen ausgesetzt sind, erschüttert werden. Wenn diese Grundsätze wahr sind, wenn sie neu, wenn sie fruchtbar sind, werden sie trotz einiger wirklicher oder vermeintlicher Irrtümer die soziale Wissenschaft vorwärts bringen, diese wichtigste der Wissenschaften, da sie ja die Wissenschaft vom Menschenglück ist.

In der politischen Ökonomie lehnt sich der polemische Teil notwendig an die Gegenwart an, stützt sich auf neue Verhältnisse und mufs sich deshalb ändern, je nachdem diese Umstände sich ändern oder sich entwickeln. Jede neue Ausgabe eines solchen Werkes mufs also notwendig in gewissem Sinne ein neues Werk sein; auch ist es unmöglich, den Erwerbern der früheren Ausgaben Nachträge mit diesen Änderungen zu liefern, wie man dies bei langathmigen historischen Werken leicht kann und auch mufs.

Ich glaube am Schlufs dieses Werkes gewissermafsen als einen Teil desselben zwei Abhandlungen abdrucken zu sollen, die in Zeitschriften veröffentlicht waren und die bestimmt sind, eingehender einige

wichtige Fragen der politischen Ökonomie zu behandeln, über die ich anderer Ansicht bin, als meine Vorgänger.

Vorbemerkung zur ersten Ausgabe.

Das Werk, das ich heute dem Urteil des Publikums unterbreite, kann in mancher Hinsicht als eine weitere Ausführung des Artikels „politische Ökonomie“, das ich in der Edinburger Encyklopädie veröffentlicht habe, betrachtet werden.

Als die Herausgeber dieser grofsen Sammlung, in der sich so viel Wissen mit so vornehmen Gesinnungen vereinigt findet, mir die Ehre anthaten, einen Artikel über diese Wissenschaft von mir zu verlangen, sagte ich gern zu, in der Meinung, nichts anderes nötig zu haben, als allgemein anerkannte Grundsätze auseinanderzusetzen, den Standpunkt aufzuzeigen, den eine Lehre, die ich als feststehend betrachtete, erreicht hat. Ich war thatsächlich überzeugt, dafs es in der politischen Ökonomie nichts anderes zu thun gebe, als unter den Regierenden und unter der Volksmasse eine Lehre zu verbreiten, über die ich unter den Theoretikern allgemeine Übereinstimmung annahm. Ich hatte in verschiedenen Schriften, die ich selbst bei verschiedenen Gelegenheiten veröffentlicht habe, sei es über das Ganze der Wissenschaft oder über einzelne Teile derselben, nichts anderes gethan, ich habe mir wohl manchmal geschmeichelt, das System von Adam Smith dem Verständnis näher gebracht zu haben, aber ohne seinen Ansichten etwas hinzuzufügen, und es hat mir scheinen wollen, dafs die Schriftsteller meiner Zeit nicht eifriger als ich oder in ihrem Eifer nicht glücklicher als ich waren.

Das Werk, das ich für die Encyklopädie zu schreiben plante, sollte klar und kurz sein. Ein Schriftsteller kann sich nur schmeicheln diese beiden Eigenschaften zu erreichen, wenn er dem eigenen Gange seiner Anschauungen folgt, anstatt sich denen irgend eines anderen zu unterwerfen. Ich ging zu den Grundsätzen zurück, ich zog aus ihnen nach meiner Art Folgerungen, und ich stellte eine Lehre auf, als ob nichts dergleichen vorhanden gewesen wäre. Ich verliefs mich auf kein Buch, auf keinen Gegenstand, ob er auch noch so lange meine Gedanken beschäftigt hatte. Ich ging allein und suchte peinlich das, was ich in meinem Gedächtnis fand, von dem zu trennen, was das Ergebnis einer neuen Betrachtung war. So blieb ich, ohne eigentlich den Anspruch darauf zu machen, vollständig frei von jedem Einflufs eines Systems.

Es scheint mir, dafs ich durch diese Methode eine gröfsere Genauigkeit in der Auseinandersetzung der Grundsätze erreicht habe, die ich seit langer Zeit als feststehende betrachtet habe; aber am meisten setzte mich in Erstaunen, dafs sie mich zu ganz neuen Ergebnissen führten. Seit 15 Jahren hatte ich über den kaufmännischen Reichtum geschrieben, hatte in dieser Zeit sehr wenig ökonomische Bücher gelesen, aber hatte mich stets bemüht, die Thatsachen zu studieren. Einige von diesen schienen mir den Grundsätzen zu widerstreiten, die ich auch die meinen nannte. Plötzlich schien es mir, als ob sie sich ordneten und durch die neue Entwicklung, die ich meiner Theorie gab, eine die andere erklärte. Je mehr ich vorschritt, um so mehr wurde ich von der Wichtigkeit und der Wahrheit der Änderungen, die ich an dem System von Adam Smith vornahm, überzeugt. Alles, was bis dahin in der Wissenschaft dunkel geblieben war, erhellte sich, wenn ich es von diesem neuen Standpunkt aus betrachtete,

und meine Grundsätze gaben mir die Lösung von Schwierigkeiten, deren ich niemals geglaubt hatte, Herr werden zu können.

Ich beendigte meine kleine Schrift für die Encyklopädie, aber ich beschränkte mich in dieser nur ganz leicht auf das hinzudeuten, was mir neue Gesichtspunkte darzubieten schien. In derartigen Werken kann man nur die Thatsachen und die Grundsätze niederlegen, über die allgemein Übereinstimmung herrscht. Es ist ein Denkmal, das man der Wissenschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande errichtet und kein Gerüst, um an ihr weiter fortzubauen: Streitfragen sind dort nicht am richtigen Platz, und alles, was vom gegenwärtigen Augenblick seinen besonderen Preis erhält, wäre dort verloren.

Ich habe deshalb geglaubt, diese selbe Abhandlung neu bearbeiten zu sollen, um vorzugsweise das weiter auszuführen, was ich nur obenhin berührt hatte, um so sicher, als es mir nur möglich ist, das hinzustellen, an dem ich bisher nur mit Zagen mich versucht hatte. Ich war lebhaft von der Handelskrise bewegt worden, die Europa in den letzten Jahren durchschüttert hat, von den grausamen Leiden der Fabrikarbeiter, von denen ich in Italien, Frankreich und der Schweiz Zeuge gewesen war, und die nach allen Nachrichten sich ebenso in England, in Deutschland und in Belgien gezeigt haben. Ich war überzeugt, daſs die Regierungen, ebenso wie die Völker, falsche Wege wandelten, und daſs sie die Drangsale durch die angewendeten Heilmittel nur verschärften. Mit nicht geringerem Schmerz hatte ich die vereinten Anstrengungen der Eigentümer, der Gesetzgeber, der Schriftsteller betrachtet, die sich bemühten, die Wirtschaftssysteme zu ändern, die das meiste Glück über die Felder verbreitet haben und den Wohlstand der Bauern zu vernichten, in der Hoffnung, ein gröſseres Nettoprodukt zu gewinnen. Die Regie-

renden, wie die Schriftsteller, schienen mir in die Irre zu gehen bei ihrem Suchen nach dem, was am meisten den Reichtum vermehren könne, ebenso nach dem, was am meisten die Bevölkerung zu vermehren geeignet sei. Das eine und das andere sind, an sich betrachtet, nur Abstraktionen, und das wahre Problem des Staatsmanns besteht darin, die Verbindung und das Verhältnis von Bevölkerurg und Reichtum zu finden, das imstande ist, das gröfstmöglichste Glück der menschlichen Rasse auf einem gegebenen Raume zu gewährleisten. Überall glaubte ich gute Leute zu sehen, die das Böse thaten, Patrioten, die ihr Vaterland zu Grunde richteten, Mitleidige, die die Armut vervielfachten. Vielleicht wird man mich der Voreingenommenheit zeihen, wenn ich die Anschauungen so vieler Männer anklage, deren Geist und Charakter ich gleiche Achtung zolle; wenn es sich aber um die Wissenschaft des öffentlichen Wohles handelt, darf sich ein ehrenwerter Mann nicht durch irgend eine persönliche Wertschätzung beirren lassen.

Alles, was in meinem Artikel in der Encyklopädie nur angedeutet war, schien mir hier in helles Licht gerückt, und ich schmeichle mir, dafs man mich ohne Mühe verstehen wird. Vielleicht werden gelehrtere Leser zuerst glauben, in einem ausgefahrenen Wege sich zu befinden, da die Grundsätze von Adam Smith mir stets zu Führern gedient haben, indessen werden sie sehen, wie aus diesen Grundsätzen, denen ich das hinzufügte, das ich für nötig erachtete, sich ganz verschiedene Folgerungen ergeben werden. Ich bitte sie also, sich nicht zurückschrecken zu lassen, wenn sie dem folgen sollen, was ihnen als die Darlegung bekannter Wahrheiten erscheint, ich bitte sie ferner, wenn ihnen unerwartete Folgerungen aufstofsen, sie nicht ohne Prüfung abweisen zu wollen. Ich habe lange Zeit den Weg verfolgt, den sie noch heute gehen, und das

Publikum hat, nach der Veröffentlichung meines „richesse commerciale“, beurteilen können, daſs, wenn ich nicht Entdeckungen gemacht hatte, ich ihn doch wenigstens gut erkannt habe. Die Beweggründe, welche mich veranlaſst haben, Meinungen aufzugeben, die ich mit Eifer verfochten habe, scheinen mir einige Aufmerksamkeit zu verdienen. Ich habe mir keine Gewissensbisse gemacht, in dieses Werk den gröſsten Teil meines Artikels aus der Encyklopädie wörtlich aufzunehmen; er macht ungefähr den dritten Teil davon aus. Wo ich geglaubt habe, meinen Gedanken deutlich Ausdruck gegeben zu haben, wäre es kleinlich gewesen, neue Ausdrücke zu suchen, um dasselbe zu sagen: ohne Zweifel würde hierdurch auch die Deutlichkeit gelitten haben. Da dieses Werk ohnehin nur in englischer Sprache veröffentlicht ist, hatte ich durch den Wechsel der Sprache das Gefühl, mich selbst zu wiederholen. Aber obgleich diese kleine Schrift den Keim meiner Ideen enthält über die Bildung des Einkommens und über die Art und Weise, wie der Verbrauch und die Produktion zu begrenzen ist, über die Entwicklung, die dem Bodenreichtum zuträglich ist, über die Wirkungen eines unbegrenzten Wettbewerbs, über die der Fortschritte der Maschinen, endlich über die natürliche Beschränkung der Bevölkerung, die Malthus mir miſsverstanden zu haben scheint, so habe ich doch nur hier gewagt, diesen Anschauungen die Entfaltung zu geben, deren sie mir fähig zu sein scheinen, und habe die wichtigen Anwendungen auf die Wissenschaft aufgezeigt, die sich mit der Überwachung des Glücks der menschlichen Rasse beschäftigt.

Erstes Buch.

Gegenstand der politischen Oekonomie und Ursprung dieser Wissenschaft.

Erstes Kapitel.

Doppelter Zweck der Wissenschaft von der Regierung.

Die Wissenschaft von der Regierung setzt sich zum Ziel oder soll sich setzen das Wohlergehen der in einer Gesellschaft vereinigten Menschen. Sie sucht nach den Mitteln, ihnen die grösste Glückseligkeit zu gewährleisten, welche ihrer Natur nach erreichbar ist, zugleich sucht sie die grösstmögliche Anzahl von Personen an dieser Glückseligkeit teilnehmen zu lassen. In der Wissenschaft der Politik darf man dieses doppelte Ziel, welches die Anstrengung des Gesetzgebers sich stellt, nie aus dem Auge verlieren; man muss besorgt sein zu gleicher Zeit für die Erreichung der höchsten Stufe des Glücks, welche die Gestaltung der Gesellschaft dem Menschen gewähren kann, wie für die gleichmässige Anteilnahme Aller an diesem Glück. Der Gesetzgeber hat sein Ziel nicht erreicht, wenn er, um gleiche Genüsse allen zu gewährleisten, einigen hervorragenden Personen die vollständige Entwickelung unmöglich macht, wenn er nicht jedem erlaubt, sich über

seines gleichen zu erheben, wenn er nicht einen oder den andern als einen Leitstern dem Menschengeschlecht bietet und als einen Führer zu den Entdeckungen, welche zum Wohle Aller dienen. Er hat sein Ziel noch weniger erreicht, wenn er nur die Ausbildung dieser bevorzugten Wesen erstrebt, wenn er eine kleine Anzahl über ihre Volksgenossen erhebt, um den Preis der Leiden und der Erniedrigung aller anderen. Ein Volk, in dem niemand leidet, aber auch niemand soviel Vergnügen und Annehmlichkeiten geniesst, um lebhaft fühlen und verständig denken zu können, ist nur halb gesittet, selbst wenn es seinen niederen Klassen ein verhältnismässiges Wohlleben bietet. Ein Volk, welches die grosse Masse seiner Bevölkerung steten Entbehrungen, grausamen Angriffen auf seine Existenz, allen dem aussetzt, was geeignet ist seinen Willen zu brechen, seine Sittlichkeit zu untergraben, seinen Charakter zu entmutigen, ist ein geknechtetes, mag es auch in seinen höheren Klassen Menschen zählen, die im höchsten Glück leben, deren Fähigkeiten allseitig ausgebildet, deren Rechte allseitig gewährleistet sind, denen alle Genüsse zu Gebote stehen.

Wenn der Gesetzgeber im Gegenteil ebenso sehr die Entwickelung des Einzelnen, wie das Glück Aller im Auge behält, wenn er es versteht, eine Gesellschaft zu schaffen, in der die Einzelnen zu der höchsten Geistes- und Gemütsausbildung gelangen können, wie zu den verfeinertsten Genüssen, aber in der zu gleicher Zeit alle Glieder einer Gesellschaft sicher sind, Schutz, Belehrung, sittlichen Halt und körperliches Behagen zu finden, dann kann er sagen, er habe sein Ziel erreicht, und es ist kein Zweifel, dass dieses Ziel das schönste ist, was der Mensch erreichen kann. Wenn die Wissenschaft der Gesetzgebung diesem Ziele nachstrebt, so ist sie die erhabenste Erscheinung des Wohlthuns. Sie sorgt für die Menschen als Volk wie als

Einzelwesen, sie gewährt Schutz demjenigen, welchen die Unvollkommenheit unserer Einrichtungen behindert, sich selbst zu beschützen, und die Ungleichheit, welche sie zulässt, hört auf eine Ungerechtigkeit zu sein; denn, wenn sie einzelne begünstigt, thut sie es nur, um aus ihnen neue Wohlthäter für alle zu gewinnen.

Aber in allen politischen Wissenschaften ist nichts häufiger als die Ausserachtlassung der einen oder der anderen Seite dieses Zieles. Die einen, leidenschaftliche Anhänger der Gleichheit, lehnen sich auf gegen jede Art von Unterscheidung; um die Glückseligkeit eines Volkes zu schätzen, vergleichen sie immer die Summe seines Reichtums, seiner Rechte, seiner Einsicht mit dem verhältnismässigen Anteil des Einzelnen, und die Unterschiede, die wir finden zwischen dem Mächtigen und dem Schwachen, zwischen dem Faulen und dem Thätigen, dem Gebildeten und dem Unwissenden, verführen sie zu dem Schlusse, dass die Mängel des Letzteren grausame Mängel der Staatsordnung seien. Die Anderen, welche immer nur abstrakt das Ziel der menschlichen Anstrengung betrachten, wenn sie sehen, dass gewisse Rechte gewährleistet sind und die Kraft, Widerstand zu leisten, vorhanden ist, wie in den Republiken des Altertums, nennen diese Ordnung der Dinge Freiheit, selbst wenn sie auf die Sklaverei der niederen Klsssen begründet ist Wenn sie unter den hervorragenden Männern eines Volkes Genies finden, tiefsinnige Betrachtungen, ein ins Innere der Dinge dringende Philosophie, eine glänzende Literatur, wie in Frankreich vor der Revolution, so sehen sie in dieser socialen Ordnung einen hohen Grad von Gesittung, selbst wenn vier Fünftel des Volkes nicht lesen können und alle Provinzen in einer tiefen Unwissenheit befangen sind. Finden sie eine ungeheure Anhäufung von Reichtum,

einen vortrefflich betriebenen Ackerbau, einen erfolgreichen Handel, Manufakturen, welche unaufhörlich alle Erzeugnisse menschlichen Fleisses verdoppeln und eine Regierung, welche über beinahe unerschöpfliche Schätze gebietet, wie in England, so nennen sie das Volk, welches alle diese Dinge besitzt, ein reiches, ohne sich mit einer Prüfung aufzuhalten, ob alle diejenigen, welche mit ihren Händen arbeiten, alle diejenigen, welchen diesen Reichtum schaffen, nicht auf das, was gerade zum Leben notwendig ist, beschränkt sind, ob der Zehnte von ihnen nicht jedes Jahr der öffentlichen Armenpflege anheim fällt und ob nicht drei Fünftel des ganzen Volkes, welches sie ein reiches nennen, grösseren Entbehrungen unterworfen ist, als eine ebensolche Anzahl Personen eines Volkes, das sie arm nennen.

Die Vereinigung der Menschen zu einer politischen Körperschaft hat sich weder früher vollziehen können, noch kann sie es heute, wenn sie nicht Vorteile aus dieser Vereinigung erwartet. Kein Recht hat sich zwischen ihnen aufstellen lassen, wenn es nicht auf dem Vertrauen beruht, welches sie einander entgegenbringen, dass sie Alle einem gleichen Ziele zustreben. Diese Ordnung beruht darauf, dass die ungeheure Mehrheit derer, welche diesem politischen Körper angehören, in dieser Ordnung seine Sicherheit erwartet, und die Regierung besteht nur zu dem Endzweck, diesen gemeinsamen Vorteil, den alle von ihr erwarten, im Namen Aller herbeizuführen.

So sind die verschiedenen Güter, welche ungleich in der Gesellschaft verteilt sind, durch diese Gesellschaft gewährleistet, weil gerade von ihrer Ungleichheit das Wohl Aller abhängt. Die Mittel, einige zu der höchstmöglichen Auszeichnung gelangen zu lassen, die Mittel, diese individuelle Auszeichnung zu grösstem

Vorteil Aller werden zu lassen, die Mittel, alle Bürger gleichmässig vor Leiden zu bewahren, und zu verhindern, dass jemand durch das Spiel der Leidenschaften oder durch Verfolgung der Interessen seitens seiner Genossen zu Schaden komme, alle diese verschiedenen Dinge sind ein Teil von der Wissenschaft von der Regierung; denn sie alle sind gleich unerlässlich zur Begründung der Glückseligkeit eines Volkes.

Zweites Kapitel.

Teilung der Wissenschaft von der Regierung. Hohe Politik und politische Ökonomie.

Die Wissenschaft der Regierung gliedert sich nach zwei Seiten, nach den Mitteln, welche sie zur Erreichung der allgemeinen Wohlfahrt, der sie dienen soll, anwendet. Der Mensch ist ein Mischwesen, welches sittliche und natürliche Bedürfnisse hat und dessen Wohlbefinden ebenso von sittlichen wie natürlichen Bedingungen abhängt. Das sittliche Glück des Menschen, soweit es das Werk einer Regierung sein kann, ist innig mit seiner Vervollkommnung verknüpft und das Ziel der hohen Politik soll wesentlich darin bestehen, dass sie auf alle Klassen der Bevölkerung die wohlthätigen Einflüsse der Freiheit, der Aufklärung, der Tugenden und der Hoffnungsfreudigkeit wirken lässt. Die hohe Politik soll lehren den Völkern eine Verfassung zu verleihen, welche die Seele der Bürger durch die Freiheit erzieht und veredelt, ihr Herz der Tugend öffnet und ihren Geist für die Aufklärung fähig macht, und eine Religion, die ihnen die Hoffnung auf ein zukünftiges Leben eröffnet, um sie für die Leiden des gegenwärtigen zu entschädigen. Sie soll nicht erstreben, was einem Menschen oder

einer Klasse von Menschen frommt, sondern was geeignet ist, alle Menschen, die ihren Gesetzen unterworfen sind, glücklicher und dadurch besser zu machen.

Das körperliche Wohl des Menschen, soweit es das Werk einer Regierung sein kann, ist Gegenstand der politischen Ökonomie. Alle natürlichen menschlichen Bedürfnisse, welche ihn von seinen Nebenmenschen abhängig machen, finden ihre Befriedigung mittels des Reichtums. Der Reichtum ist der Herr der Arbeit, er sorgt für die Bedürfnisse und verschafft alles das, dessen der Mensch für seinen Gebrauch und für sein Vergnügen bedarf. Er behütet die Gesundheit, erhält das Leben, sorgt für die Bedürfnisse der Kinder und der Greise; Nahrung, Kleidung, Wohnung stellt er allen Menschen zur Verfügung. Somit darf der Reichtum als die Summe alles dessen angesehen werden, was ein Mensch dem andern für das leibliche Wohlergehen bieten kann; die Wissenschaft, welche die Regierung die richtige Verwaltung des Nationalreichtums lehrt, ist somit ein wichtiger Zweig der Wissenschaft des nationalen Wohls.

Die Regierung ist eingerichtet, als Mittel für die Wohlfahrt aller derer, die ihr unterworfen sind, sie muss also ohne Aufhören das Wohl Aller im Auge behalten. So muss die hohe Politik die Wohlthaten der Freiheit, der Tugend und der Aufklärung allen ihren Bürgern zu Teil werden lassen und ebenso mit Hilfe der politischen Ökonomie die Vorteile des Nationalwohlstandes allen zuwenden, sie muss eine Ordnung der Dinge herstellen, welche dem Armen wie dem Reichen einen Anteil an den Annehmlichkeiten und den Freuden des Lebens sichert, eine Ordnung, welche kein Glied des Volkes leiden lässt, keinen in Sorge lässt um den morgenden Tag, keinen in der Unmöglichkeit, sich durch seine Arbeit Nahrung, Kleidung,

Wohnung zu verschaffen, welche für ihn und seine Familie notwendig sind, damit das Leben eine Lust und keine Last sei. Nicht die Anhäufung von Reichtümern in einem Staate soll das Ziel der Regierung sein, sondern die Anteilnahme aller Bürger an den Genüssen des Daseins, welche der Reichtum ermöglicht. Der Inhaber der öffentlichen Macht ist berufen, das Werk der Vorsehung zu fördern, das Glück auf Erden zu vergrössern, zur Vermehrung der Menschen, welche unter seinen Gesetzen leben, ebenso zu ermutigen, wie zur Erhöhung ihres Wohlbefindens beizutragen.

Reichtum und Bevölkerung an sich sind keineswegs Zeichen der Wohlfahrt eines Staates, sondern nur wenn sie in einem richtigen Verhältnis zu einander stehen. Reichtum ist ein Gut, wenn es Wohlbefinden über alle Klassen verbreitet; Bevölkerung ist ein Vorteil, wenn jedermann sicher ist, durch seine Arbeit eine ausreichende Existenz zu finden. Aber ein Staat kann elend sein, auch wenn einige seiner Glieder ungeheure Reichtümer aufsammeln, wenn seine übrige Bevölkerung, wie in China, sich stärker vermehrt als die Unterhaltsmittel, wenn sie sich begnügen muss mit Nahrungsmitteln, welche das Tier verschmäht, wenn sie stets vom Hunger bedroht ist, — diese zahlreiche Bevölkerung ist, weit davon entfernt, ein Gegenstand des Neides oder eine Macht zu sein, lediglich als ein Unglück zu betrachten.

Ein vollkommener socialer Zustand ist im Allgemeinen für den Armen ebenso vorteilhaft, wie für den Reichen und die politische Ökonomie lehrt, diesen Zustand aufrecht erhalten, indem sie bessert, nicht zerstört. Eine wohlwollende Vorsehung hat für die menschliche Natur Bedürfnisse und Leiden vorgesehen: sie hat aus ihnen einen Sporn gemacht, welcher unsere Thatkraft erwecken und uns zur Entwickelung unsres

ganzen Wesens antreiben soll. Wenn es uns gelänge, den Schmerz aus dieser Welt zu verbannen, würden wir zugleich die Tugend ausschliessen, könnten wir die Bedürfnisse aus ihr entfernen, so würden wir zugleich mit ihnen die Betriebsamkeit austreiben. Nicht die Gleichheit der äusseren Lage, sondern Glück in allen Lagen soll der Gesetzgeber in's Auge fassen. Nicht durch die Teilung des Eigentums würde er dieses Glück bringen, er würde hierdurch vielmehr die Liebe zur Arbeit zerstören, welche allein Eigentum schaffen kann und welche gerade durch die Ungleichheit angestachelt wird, welche die Arbeit ohne Aufhören erneut, aber damit zugleich jeder Arbeit ihren Lohn sichert, indem sie die Spannkraft des Geistes und die Hoffnung erhält, den Armen ebenso wie den Reichen eine gesicherte Stellung finden, ihn alle Süssigkeiten des Lebens in der Erfüllung seiner Aufgabe schmecken lässt.

Der Titel, welchen Adam Smith seinem unsterblichen Werk über diesen zweiten Zweig der Wissenschaft von der Regierung gegeben hat: „Von der Natur und der Ursache des Nationalwohlstandes“ ist zu gleicher Zeit die genaueste Erklärung hiervon. Er giebt eine eben so genaue Anschauung wie der seitdem gebräuchliche Name: „Politische Ökonomie.“ Man muss dieses Wort in der modernen Bedeutung „Ökonomie“ verstehen, gleichbedeutend mit Sparsamkeit und nicht in seinem eigentlichen Sinne von Hauswirtschaft. Man nennt heute Ökonomie die sorgsame und vorsichtige Verwaltung eines Vermögens, und so nennen wir in einer Art von Tautologie häusliche Ökonomie die Verwaltung eines Privatvermögens und politische Ökonomie die Verwaltung öffentlichen Vermögens.

Drittes Kapitel.

Verwaltung des Nationalwohlstandes vor ihrer Erhebung zu einer Wissenschaft.

Sobald die Menschen sich zu socialen Körpern zusammengethan haben, haben sie sich in die Notwendigkeit versetzt gesehen, sich mit den gemeinsamen Interessen zu beschäftigen, zu welchen der Überschuss ihrer Arbeit Anlass gab. Ein Teil des öffentlichen Vermögens war, so lange es Gesellschaften giebt, für die öffentlichen Bedürfnisse bestimmt. Die Erhebung und Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, welche nicht jedem Einzelnen, sondern allen zugleich gehörten, wurde ein wesentlicher Teil des Studiums der Staatsmänner. Wir nennen dies Finanzwissenschaft.

Andererseits machte das Privatvermögen des einzelnen Bürgers seine Interessen verwickelt; sie wurden den Angriffen der Begehrlichkeit und des Truges ausgesetzt, wogegen die öffentlichen Gewalten sie behüten mussten dem grundlegenden Vertrage der Gesellschaften gemäss, nach welchem die Kräfte der Einzelnen geeint werden sollten, um den Einzelnen durch die Kraft Aller zu beschützen. Das Recht auf das Eigentum, seine Teilung, seine Übertragung wurden die wichtigsten Zweige der bürgerlichen Rechtspflege, und die Anwendung der Gerechtigkeit auf die Verteilung des Nationalvermögens wurde eine der wesentlichsten Befugnisse des Gesetzgebers.

Die Not war der Sporn des Fleisses; dieser schuf verschiedene Arten des Reichtums mittels einer durch die Übung sich bildenden Erfahrung. Je aufgeklärter die Menschen wurden, um so mehr dachten sie über die Thätigkeiten nach, welche zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse dienlich waren, sie machten eine Wissenschaft daraus und sie läuterten ihre Theorien durch

ihre Beobachtungen über die allgemeinen Naturgesetze. Der Ackerbau hatte den ersten Bedürfnissen des Menschen lange gedient, bevor er eine Wissenschaft wurde, aber in derselben Zeit, in welcher er seine Schätze mit verschwenderischer Hand über die Bewohner von Griechenland und Italien ausschüttete, hatten geistreiche Männer die Mittel studiert, wie man diesen nationalen Reichtum vervielfältigen könne und ihre Erfahrungen in ein System gebracht. Die Handwerke, die Manufakturen wurden im Schosse der Familien geboren; aber bald entliehen betriebsame Männer den Naturkundigen, den Physikern, den Mathematikern die Kenntnis der Eigenschaften der verschiedenen Körper und die Mittel, das, was die Natur hervorbringt, nachzuahmen; die Kenntnis der toten Kräfte, welche der Mensch beherrschen kann, sowie die Lehre von den Gesetzen der Bewegungen der Körper und die Industrie der Städte hatten ihre Wissenschaft wie die des Ackerbaues. Auch der Handel, dessen Aufgabe es ist, die Bedürfnisse und die Schätze der verschiedenen Völker zu vergleichen und durch nutzbringenden Tausch die letzteren allen zugänglich zu machen, hatte die seinige, sie war auf die verschiedensten Kenntnisse begründet, und sie hatte das zusammenfassende Studium der Thatsachen, der Zahlen, der Menschen und der Gesetze zur Voraussetzung.

Aber während jeder Teil des öffentlichen Reichtums eine Theorie hatte, hatte dieser Reichtum selbst keine. Die Alten hatten den öffentlichen Reichtum als eine Thatsache hingenommen, deren Natur oder Ursache zu erforschen ihnen niemals Sorge bereitet hatte. Sie hatten ihn gänzlich den Anstrengungen derer überlassen, welche sich damit beschäftigten, ihn zu schaffen, und während der Gesetzgeber sich berufen glaubte, diese auf irgend eine Weise zu begrenzen,

handelte er nur im Sinne persönlicher Interessen und richtete niemals sein Augenmerk auf das pekuniäre Interesse der Allgemeinheit. Die Wissenschaften, deren Gegenstand ein Zweig des Nationalreichtums war, lehnten sich nicht an einen gemeinsamen Stamm, sie waren keine Folgerungrn aus einem gemeinsamen Wissen, sie wurden einzeln behandelt, als ob sie in sich selbst ihre eigenen Principien fänden. So betrachtete der Finanzmann, bei der Auflage der Abgaben, nur den grösseren oder geringeren Widerstand, den er bei dem Steuerpflichtigen zu erwarten hatte, die Gleichheit der Zuteilung, die Gewissheit des Einganges, während er niemals untersuchte, welchen Einfluss die Art einer Steuer auf das Anwachsen oder die Verminderung des nationalen Vermögens üben könnte. Der Rechtsgelehrte erwog sorgsam, welche Bürgschaften er für das Eigentum schaffen könne, welche Mittel anzuwenden seien, um es der Familie zu erhalten, welche feststehenden Rechte zu erhalten oder wieder zu beleben seien, aber er dachte niemals daran, wenn er diese Hypotheken erfand, diese Einsetzung eines Nacherben, diese feinen Unterscheidungen zwischen dem Besitz einer Domäne und dem Niessbrauch an einer solchen, sich zu vergewissern, ob er dazu beitrage den Wert des nationalen Eigentums zu vermehren oder zu vermindern, ob es der Vermehrung des Reichtums günstig sei, dass das Interesse desjenigen, welcher sie verwertet, geteilt oder aufgehoben werde. Der landwirtschaftliche Gesetzgeber betrachtete die Landbestellung durch Sklaven stets nur aus dem Gesichtspunkt des Herrn, nicht aus dem des öffentlichen Interesses, und die landwirtschaftliche, industrielle, kaufmännische Gesetzgebung begründete sich niemals auf die Untersuchung, wie durch sie die grösste Entwickelung des öffentlichen Reichtums zu gewährleisten

sei. In der ungeheuren Sammlung der römischen Gesetze, in denen sich eine so grosse Folgerichtigkeit des Denkens, eine so grosse philosophische Feinheit findet und in denen die Beweggründe der Gesetzgebung mit eben solcher Sorgfalt auseinandergesetzt sind, wie ihre Vorschriften, giebt es nicht ein Gesetz, welches auf einen Grundsatz der Volkswirtschaft begründet ist, und dieser Mangel hat sich bis zum heutigen Tage in unseren Gesetzen erhalten. Die Philosophen des Altertums lehrten ihre Schüler, dass Reichtum zum Glück nicht nötig sei; und anstatt den Regierungen die Gesetze zu offenbaren, wie derselbe zu begünstigen sei, lehrten sie die, welche geeignet sind, seine Vermehrung zu hindern.

Der Forschergeist der Griechen hatte indessen sich das Ziel gesteckt, alles menschliche Wissen sich zu eigen zu machen. Wir besitzen eine kleine Zahl von Schriften ihrer Philosophen, welche sich mit wirtschaftlichen Fragen beschäftigt haben; es ist nur recht und billig, ihnen einige Aufmerksamkeit zu schenken, wäre es auch nur, um daraus zu lernen, bis zu welchem Grade die Grundsätze der Schaffung des Reichtums von Völkern vernachlässigt worden sind, welche sich trotzdem auf die höchste Stufe wirtschaftlicher Entwickelung geschwungen haben und welche für eine zahlreiche Bevölkerung alles, was das Leben süss machen, alles, was die Fähigkeiten des Menschen entwickeln und seinen Geist bilden kann, zusammenzubringen verstanden haben.

7 Xenophon hat in seiner Oeconomica die Wirtschaftslehre als die Kunst, sein Hauswesen zu verbessern, erklärt und hinzugefügt, dass er unter Haus den ganzen Besitz verstanden wissen wolle, alles was wir zu unserem Gebrauche um uns haben, aber er betrachtet diese Wirtschaftslehre viel mehr vom Standpunkte des Philo-

sophen aus, als von dem des Gesetzgebers. Er weist hin auf die Wichtigkeit der Ordnung bei der Zuteilung der Gegenstände, wie der Arbeiter, er beschäftigt sich mit der Bildung des Charakters der Frau, welche dieser häuslichen Ordnung vorstehen solle, er spricht von der Behandlung der Sklaven und empfiehlt, indem er hervorhebt, dass ihre Erziehung sie mehr den Tieren als den Menschen nähere, sie durch Milde, Erregung ihres Ehrgeizes, Belohnungen zu leiten. Er vergleicht dann die beiden Beschäftigungen, welche zu Vermögen führen können, die Handwerke und den Ackerbau, er rechtfertigt die damals allgemeine Missachtung der ersteren, weil sie den Körper schwächen, die Gesundheit untergraben, den Geist abstumpfen und den Mut vermindern, während er ein reizendes Gemälde vom Ackerbau entwirft, der eine Quelle des Glücks sei für die Familien, die ihn üben und der eine innige Verbindung zeige mit Stärke des Körpers, Mut, Gastlichkeit, Edelsinn, kurz mit allen Tugenden. Das Werk Xenophons athmet eine Liebe zum Schönen, Edlen, eine süsse Menschenliebe, eine herzliche und sanfte Frömmigkeit, welche es zum Lesen sehr anziehend machen, — aber die Wirtschaftslehre suchen wir vergebens.

Aristoteles hat in dem ersten Buche seiner „Republik“ vier oder fünf Kapitel (VIII—XIII) der uns beschäftigenden Wissenschaft gewidmet, er giebt ihr selbst einen viel bezeichnenderen Namen als der ist, welchen wir angenommen haben: Chremastike (*Χρηματιστική*), die Wissenschaft vom Reichtum. Seine Erklärung des Reichtums: „der Überfluss an erarbeiteten häuslichen und öffentlichen Dingen“ ist ganz richtig, seine Auseinandersetzung von der Erfindung des Geldes ist es nicht weniger. Sein Geist, geschickt in Erklärung und Unterscheidung, legt genau die verschiedenen Arten

des Erwerbs durch Ackerbau, Handwerk und Kapitalzins dar. Wie die Alten überhaupt, bevorzugt er ganz besonders den Ackerbau: er trennt seine „Chremastik“ gänzlich von der Politik, diese sei der Stoff, auf den die Gesetze sich beziehen, aber nicht ihr Gegenstand.

Nach diesen Aussprüchen sollte man erwarten in seinen beiden Büchern über die Ökonomik genauere Aufschlüsse zu finden. Aber der griechische Text ist zum grössten Teile verloren gegangen und was uns erhalten ist, beruht fast gänzlich auf der zweifelhaften Glaubwürdigkeit einer lateinischen Übersetzung Leonhard Aretin's. Das erste Buch beschäftigt sich mit den Personen, aus denen die Familie sich zusammensetzt, das zweite mit den Sachen. Dies letztere beginnt mit einer Aufstellung der Verwaltungsgrundsätze von Königen, Statthaltern, Städten und Privatpersonen, welche interessante Aufschlüsse über den öffentlichen Wohlstand erwarten lassen, allein es bleibt bei einer ziellosen Herzählung aller möglichen Auskunftsmittel, deren sich Tyrannen, Regierungen oder einzelne Städte bedient haben, um sich Gelder in Zeiten des Mangels zu verschaffen. Augenscheinlich findet man in modernen Zeiten keine Steuererpressung, von der in diesem Buche ein Beispiel nicht gegeben wäre; das Seltsame aber ist, dass Aristoteles oder der ungenannte Verfasser sie einfach aufzählt, gute und schlechte bis zu den bedenklichsten und ungeheuerlichsten, ohne ein Wort des Tadels oder der Warnung für einzelne von ihnen zu haben.

Plato endlich setzt in dem zweiten Buche seiner Republik den Ursprung der Stadt oder der menschlichen Gesellschaft auseinander und entwickelt dabei mit einer Klarheit und Durchsichtigkeit sein ökonomisches System, welches kein Schüler Adam Smith's übertreffen möchte. Das gegenseitige Interesse, meint

er, nähert die Menschen einander und zwingt sie, ihre Anstrengungen zu vereinen. Plato zeigt, wie einzig und allein dieses Princip die Teilung der Arbeit herbeiführt, wie jeder besser arbeitet, als wenn er alles allein machen würde, und wie alle so vorteilhafter produzieren. Der Handel beruht nach ihm auf den Fortschritten der Handwerke und des Ackerbaues, und die beste Förderung, welche er für den Handel verlangt, ist die Freiheit. Er macht einen Unterschied zwischen diesem thatkräftigen und unternehmenden Handel und dem Krämer, der an der Scholle klebt und sich darauf beschränkt, die Güter, welche der Kaufmann zusammengebracht hat, zum Verkauf zu stellen. Aus dem Fortschritt der Gesellschaft ergiebt sich einzig und allein das Wohlleben einzelner ihrer Glieder, welche sich dem Müssiggang, den Vergnügungen oder dem Studium ergeben können, gerade weil die Anderen arbeiten. Die Ungleichheit der Güter, die Verschiedenheit des Gesundheitszustandes, wie der der Rechtspflege und die wachsenden Bedürfnisse der verschiedenen in Wettbewerb stehenden Städte lassen ihn endlich das Vorhandensein einer Bevölkerung für nöthig halten, welche zum Schutze der übrigen dient, deshalb auf Kosten der übrigen erhalten werden muss und an dem Ertrage der Arbeit derselben Anteil haben soll.

Nicht ohne Erstaunen wird man sehen, wie ein Philosoph, welcher in seiner Republik die Gemeinsamkeit der Güter und die der Frauen einführen will, — ganz oder wenigstens für seine für den Schutz der übrigen bestimmte Bevölkerung — mit soviel Gerechtigkeitssinn den Ursprung der Geldinteressen und die Bildung der Gesellschaft klarlegt. Die Alten liessen sich häufig durch die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft hinreissen und waren sehr geneigt, an Stelle der Lehren,

welche nur die Erfahrung, die ihnen mangelte, giebt, Theorien und Speculationen zu setzen. Aber wenigstens behielten sie stets im Auge, dass der Reichtum nur dann einen Wert hat, wenn er zum Wohl des Ganzen beiträgt; und gerade, weil sie den Reichtum niemals nur an sich betrachteten, war ihr Gesichtspunkt häufig gerechter als der unsere.

Von den Römern sind uns einige Bücher über den Landbau überkommen, aber keines über die Wissenschaft, mit der wir uns beschäftigen.

Übrigens reicht das persönliche Interesse nicht soweit, die Philosophen zu veranlassen, eine Theorie des Reichtums vorzuzeichnen, anstatt sie zu suchen, und die Überbleibsel der antiken Gesittung der Griechen und Römer, welche bis zu uns gelangt sind, beweisen uns, dass es eine hohe Blüte des Wohlbefindens der Nationen geben kann, ohne eine Wissenschaft, welche sich mit der Entwickelung desselben beschäftigt.

Viertes Kapitel.

Erste Umwälzung in der politischen Ökonomie durch die Diener Karl's V.

Wenn die Römer und die Griechen, auf der Höhe der Gesittung, nicht daran gedacht hatten, dass die politische Ökonomie Gegenstand der Wissenschaft sein könne, sie, deren erfinderischer Geist sich mit so vielen verschiedenen Gegenständen beschäftigt hat, welche sich Rechenschaft zu geben versucht hatten von allen Thatsachen, welche sie beobachteten, welche, im Genuss einer ausgiebigen Freiheit, sie zu einer Erforschung der Wissenschaft von der Regierung verwendet und diese Wissenschaft zu einer grossen Vollendung gebracht hatten, so kann man kaum erwarten, dass das Mittel-

alter diese Wissenschaft hervorgebracht haben sollte, dies Mittelalter, welches sich kaum erlaubte, eine Entdeckung zu machen auf einem Wege, welcher nicht von den Alten bereits vorgezeichnet war und welchem die Fähigkeit, Ideen zusammenzufassen, nahezu abhanden gekommen zu sein schien. Thatsächlich hat sich auch erst in einem uns viel näher liegenden Zeitalter die Aufmerksamkeit der Forscher auf den Völkerreichtum gerichtet, angeregt durch die Bedürfnisse der Staaten und die Armut der Völker.

Im 16. Jahrhundert erschütterte eine grosse Umwälzung in der allgemeinen europäischen Politik fast überall die öffentliche Freiheit; sie vernichtete die kleinen Staaten, schaffte die Vorrechte der Städte und der Provinzen ab und übertrug das Recht der Verfügung auf das öffentliche Vermögen auf wenige Herrscher, welche vollständig fremd der Industrie gegenüberstanden, die den Reichtum schafft und erhält. Bis zu Karl V. besass die eine Hälfte Europas, dem Feudalismus unterworfen, überhaupt keine Freiheit, keine Aufklärung und keine Finanzen, die andere Hälfte, bereits in einem hohen Zustande der Wohlfahrt, welche täglich ihren landwirtschaftlichen Reichtum, ihre Gewerbe und ihren Handel wachsen sah, wurde von Männern beherrscht, die sich mit dem Studium der Wirtschaft beschäftigt und erkannt hatten, während sie ihren eigenen Wohlstand erhöhten, was dem Staate zuträglich sei und die, Herrscher über ein freies Volk, dem sie verantwortlich waren, zu ihrer Richtschnur das Wohl des Ganzen nahmen, nicht ihren persönlichen Ehrgeiz. Im 15. Jahrhundert gab es Reichtum und Kredit nur in den italienischen Republiken, den Hansestädten, den kaiserlichen Städten Deutschlands, den freien Städten Belgiens und Spaniens und vielleicht noch in einigen französischen und eng-

lischen Städten, welche grosse städtische Vorrechte genossen. Die Magistrate aller dieser Städte waren durchaus geschäftserfahrene Männer, welche, ohne die Volkswirtschaft in ein System gebracht zu haben, ein instinktives Gefühl, ebenso wie die Erfahrung besassen, welche sie befähigte, genau zu erkennen, was den Interessen ihrer Mitbürger nützlich oder schädlich sein konnte.

Die schrecklichen Kriege, welche das 16. Jahrhundert einleiteten, und die das ganze europäische Gleichgewicht über den Haufen warfen, verschafften drei oder vier allmächtigen Potentaten eine ausschliessliche Gewalt, welche sich in die Herrschaft der civilisierten Welt teilten. Karl V. vereinte unter seinem Szepter alle Länder, die bis dahin durch ihren Gewerbfleiss und ihren Reichtum berühmt gewesen waren: Spanien, fast ganz Italien, Flandern und Deutschland, aber er vereinte sie, nachdem er sie vernichtet hatte, und seine Verwaltung, welche alle ihre Vorrechte zerstörte, bildete ein Hindernis für ihre Wiederbelebung.

Die unumschränktesten Herrscher regieren selbst nicht mehr als die, deren Herrschaft durch Gesetze beschränkt ist. Sie übertragen ihre Macht auf Minister, welche sie sich einbilden, selbst zu wählen, anstatt die zu nehmen, welche das öffentliche Vertrauen ihnen bezeichnet. Aber sie nehmen sie aus einem anderen Kreise als freie Gemeinwesen. In ihren Augen ist die beste Empfehlung ein hoher Rang, damit sie sicher sind, dass ihre Schützlinge ihre Tage in einem edlen Nichtsthun verbracht haben oder doch wenigstens in einer vollständigen Unkenntnis der häuslichen Ökonomie. Sämmtliche Minister Karls V., soviel Talent sie auch für Unterhandlungen oder für Umtriebe haben mochten, waren sämtlich gleich unerfahren in Finanzangelegenheiten. Sie zerstörten die Staatsfinanzen,

den Ackerbau, die Gewerbe, den Handel und alle Art von Gewerbfleiss von einem Ende der ungeheuren österreichischen Monarchie bis zum andern und sie brachten dem Volke den ganzen Unterschied zum Bewusstsein zwischen ihrer Unwissenheit und den praktischen Kenntnissen der Beamten der Republiken.

Karl V. und sein Nebenbuhler Franz I. und Heinrich VIII., welcher das Gleichgewicht zwischen ihnen herstellen wollte, hatten sich in Ausgaben gestürzt, welche weit über ihre Kräfte gingen. Der Ehrgeiz ihrer Nachfolger und die Hartnäckigkeit Österreichs, welches mehr als ein Jahrhundert lang fortfuhr, verderbliche Kriege zu führen, liessen diese Ausgaben immer weiter anwachsen, zur Vermehrung des staatlichen Elends. Je mehr aber die Leiden allgemein wurden, um so mehr fühlten die Bekenner der Humanität die ihnen obliegende Verpflichtung, die Verteidigung der Armut in die Hand zu nehmen. Aus der Wissenschaft der Finanzen entstand die Wissenschaft der politischen Ökonomie, gewissermassen im Gegensatz zu der natürlichen Entwickelung. Die Philosophen beabsichtigten, das Volk gegen die Beraubung durch die unumschränkte Gewalt zu schützen, sie sahen ein, dass sie, um sich Gehör zu verschaffen, den Fürsten von ihrem eigenen Interesse sprechen müssten und nicht von der Gerechtigkeit oder der Pflicht; sie suchten ihnen vor Augen zu führen die Natur und die Ursachen des Reichtums der Völker, um sie zu lehren, an ihnen Teil zu nehmen, ohne sie zu vernichten.

Fünftes Kapitel.

Das Merkantilsystem.

Im 16. und 17. Jahrhundert gab es zu wenig Freiheit in Europa, als dass die ersten Denker, welche sich mit der politischen Ökonomie beschäftigten, ihre Untersuchungen dem Volke hätten unterbreiten können, und die Finanzverwaltung war mit einem so dichten Geheimnis verhüllt, als dass die, die nicht in den Geschäften thätig waren, von den Thatsachen hätten Kenntnis nehmen und aus dieser allgemeine Regeln hätten ableiten können. So waren es die Ministerien, in denen die Beschäftigung mit der politischen Ökonomie ihren Anfang nahm, als dank einem glücklichen Zufall die Könige an die Spitze der Finanzen Männer stellten, welche Talent mit Rechtschaffenheit und mit der Liebe zum öffentlichen Wohl vereinten.

Zwei grosse französische Minister, Sully unter Heinrich IV. und Colbert unter Ludwig XIV., waren es, die zuerst einen Gegenstand beleuchteten, welcher bis dahin als ein Staatsgeheimnis betrachtet worden war, dessen Dunkel durch unerhörte Irrtümer genährt und gedeckt worden war. Trotz ihrer Befähigung und der ihnen gewährten Machtvollkommenheit ging es doch über ihre Kräfte, Ordnung, Klarheit und eine gewisse Gleichmässigkeit in die Finanzgebahrung zu bringen. Dennoch ahnte der Eine und der Andere, nachdem er vorerst die erschrecklichen Diebereien der Steuerpächter unterdrückt hatte und dem Privatvermögen dadurch Schutz und einige Sicherheit gegeben hatte, die wahren Quellen des Volksvermögens, und versuchte, sie etwas reichlicher fliessen zu machen. Sully wandte vorzugsweise dem Ackerbau seinen Schutz zu, er schärfte ein, dass Viehzucht und Ackerbau die beiden Brüste des Staates seien. Colbert, der,

wie man versichert, einer Familie entstammte, welche sich mit Tuchhandel beschäftigte, einen Ursprung, den zu verleugnen der Hochmut des Hofes Ludwig XIV. ihn zwang, suchte vorzüglich den Aufschwung des Handwerks und des Handels zu fördern. Er umgab sich mit kaufmännischen Räten und befolgte stets ihre Weisungen. Beide legten Landstrassen und Kanäle an, um den Austausch zwischen den verschiedenen Arten von Reichtümern herbei zu führen, beide ermunterten den Unternehmungsgeist und belohnten den Gewerbfleiss, welcher ihrem Lande zum Wohlstand verhalf.

Colbert, der jüngere der beiden Minister, war lange Zeit der erste der Schriftsteller, welche die politische Ökonomie als Wissenschaft behandelt haben und welche ein System aufgestellt haben. Ein System des Nationalwohlstandes fand er indessen vor, er bedurfte aber eines, das die ganze Thätigkeit in Einklang brachte und welches das, was er wollte, klar vor Augen stellte; dieses System wurde ihm wahrscheinlich durch die Kaufleute, die seine Ratgeber waren, vermittelt, es ist dieses das System, welches man als Merkantilsystem oder als das Colbertinische bezeichnet; nicht als ob Colbert sein Urheber gewesen wäre, oder als ob er dasselbe in einem Werke niedergelegt hätte, sondern weil er ohne Frage der berühmteste ist von denen, welche es angewendet haben, weil er trotz der Irrtümer der Theorie, aus ihr die nützlichen Anwendungen gezogen hat und weil unter den zahlreichen Schriftstellern, welche die nämliche Meinung verfochten haben, es Niemanden giebt, welcher soviel Talent gezeigt hätte, um seinen Namen dem Gedächtnis der Leser einzuprägen.*)

*) Das Merkantilsystem findet sich bei verschiedenen Schriftstellern entwickelt; von Davenant 1699, 1700; bei Melon,

Es entspricht indessen der Gerechtigkeit, das Merkantilsystem von dem Namen Colberts vollständig zu trennen. Es war dies ein System, welches Kaufleute erfunden hatten in einem Lande, in dem sie Unterthanen, aber nicht Staatsbürger waren, in dem man sie von den Staatsgeschäften fern hielt, während man lediglich ihren Rat einholte, wo man sie beschuldigte, nur ihre eigenen Interessen zu kennen, während man sie doch die der andern zu beurteilen aufforderte. Auch wurde dies System von allen Ministern unumschränkter Regierungen angenommen, sobald sie sich die Mühe gaben, über die Finanzen nachzudenken, und Colbert hat daran keinen anderen Anteil, als dass er es angewendet hat, ohne es umzuformen.

Nachdem man den Handel lange mit einem stolzen Misstrauen behandelt hatte, hatten die Regierungen endlich in ihm eine der ausgiebigsten Quellen des Nationalwohlstandes erkannt. Alle grossen Vermögen in den Staaten gehörten zwar nicht den Kaufleuten; wenn aber die Könige plötzliche Bedürfnisse hatten, wenn sie auf ein Mal ansehnliche Summen erheben wollten, waren es einzig und allein die Kaufleute, welche ein solches Verlangen zu befriedigen im Stande waren. Die Landeigentümer hatten oft ausserordentlich hohe Einkommen, die Besitzer von Manufakturen liessen erhebliche Arbeiten ausführen, aber die Einen wie die Anderen hatten nur ihre Renten, wie ihre jährlichen Einkünfte zur Verfügung; einzig und allein die Kaufleute boten im Notfalle ihr ganzes Vermögen dem Staate an. Da ihr Kapital sich in Waaren, die

---

Essai politique sur le commerce 1734; in James Steuart, Inquiry into the principles of political economy. 4 vols. Lond. 1763; und bei A. Genovesi, Lezioni di commercio, ossia d'economia civ. 2 vol. Mil. 1768.

stetig zum Verkauf bereit waren, darstellte, in Gegenständen zum unmittelbaren Gebrauch des Marktes bestimmt, nach welchem dieselben gesandt wurden, so konnten sie von einer Stunde zur andern verkaufen und mit weniger Verlust als irgend ein anderer Bürger die Summen bereitstellen, deren man bedurfte. Die Handelsleute hatten also ein Mittel, sich Gehör zu verschaffen, weil sie über das ganze Geld des Staates verfügten und zu gleicher Zeit fast garnicht von der Staatsgewalt abhängig waren; weil sie häufig im Stande waren, ein Vermögen, welches unbekannt blieb, dem Zugriff des Despotismus zu entziehen und es von einem Augenblick zum andern, mit ihrer Person, nach einem anderen Lande überzuführen.

Die Regierungen würden ja zur Vermehrung der Gewinne der Kaufleute bereit gewesen sein, unter der Bedingung, mit ihnen teilen zu können. Sie glaubten, dass es sich nur darum handele, sich zu verständigen. Sie boten den Kaufleuten die Macht zur Stützung des Gewerbfleisses, und da ihr Nutzen darauf beruhte, teuer zu verkaufen und wohlfeil einzukaufen, so glaubten sie den Handel dadurch wirksam zu unterstützen, dass sie ihn befähigten, noch teurer zu verkaufen und noch billiger einzukaufen. Die Kaufleute, welche sie befragten, ergriffen gierig die ihnen dargebotene Hand: so entstand das Merkantilsystem. Antonio de Leyva, Fernando Gonzaga, der Herzog von Toledo, diese habgierigen Vicekönige Karls V. und seiner Nachfolger, die Erfinder so zahlreicher Monopole, hatten keine andere Kenntnis politischer Ökonomie. Sobald man indessen diese methodische Beraubung der Verzehrer in ein System bringen wollte, sobald man die gesetzgebenden Versammlungen damit befasste und Colbert die Korporationen darüber befragte, als endlich das Volk anfing, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen,

musste man für diese Beziehungen eine ehrenvollere Grundlage suchen, man musste sich mit dem Vorteil nicht nur des Finanzmanns und des Kaufmanns, sondern auch mit dem des Volkes beschäftigen; denn die Rechnung des nackten Egoismus scheut das Tageslicht, und die erste Wohlthat der Öffentlichkeit besteht darin, dass sie lasterhafte Wünsche zum Schweigen bringt.

Das Merkantilsystem trat somit mit einer gewissen Berechtigung auf und hat in Folge dessen bis zum heutigen Tage den grössten Teil der Staatsmänner, Finanziers und Geschäftsleute in seinem Bann gehalten. Der Reichtum, sagen diese ausgezeichneten Volkswirte, ist das Geld. Diese beiden Worte werden fast gleichlautend gebraucht und niemand dachte daran, eine Identität des Geldes und des Reichtums zu leugnen. Das Geld, fügten sie hinzu, verfügt über die Arbeit des Menschen und über alle seine Früchte, das Geld lässt sie entstehen, da es sie bezahlt, es erhält die Industrie, jeder Mensch dankt ihm seinen Unterhalt und sein Leben. Das Geld ist eine Notwendigkeit in den Beziehungen der einzelnen Völker zu einander, es macht die Stärke der Heere und verbürgt im Kriege den Sieg, das Volk, das es besitzt, beherrscht das Volk, dem es mangelt. Die ganze Wissenschaft der Nationalökonomie muss also nur ein Ziel haben, dem Volke soviel Geld als möglich zu verschaffen. Aber die Masse des Geldes, welche eine Macht besitzt, kann nur dadurch vermehrt werden, dass man neues aus dem Boden zieht oder dass man es von auswärts einführt. Man muss also mit Eifer die Silberminen bearbeiten, wenn man solche besitzt oder sich durch den auswärtigen Handel dasjenige Geld anzueignen suchen, das andere Völker aus ihren Minen erarbeitet haben.

In der That, fügen die Verfechter dieses Systems hinzu, sind alle Geschäfte, die in einem bestimmten Lande gemacht werden, alle Verkäufe, alle Käufe, welche beispielsweise die Engländer unter einander abschliessen, nicht im Stande, dem Gelde der Engländer auch nur einen Sou hinzuzufügen; folglich sind alle Gewinne, welche einem Innenhandel oder einer solchen Industrie entspriessen, nur eine Täuschung. Die Einzelnen bereichern sich wohl, aber nur auf Kosten anderer, welche sie berauben: was der Eine gewinnt, verliert der Andere, und das Volk besitzt am Ende der Dinge genau so viel Thaler wie vorher, ist nicht reicher, nicht ärmer geworden, wie gross auch immer die Betriebsamkeit der Einen, die Faulheit oder die Dürftigkeit der Anderen gewesen sein mochte.

Der auswärtige Handel hat ganz andere Folgen. Da alle seine Geschäfte durch Geld ausgeglichen werden müssen, muss das natürliche Ergebnis sein, Geld in das Land ein- oder es aus dem Lande auszuführen. Um das Volk zu bereichern, um die Zahl seiner Thaler zu mehren, muss man seinen auswärtigen Handel so einrichten, möglichst viel den andern Völkern zu verkaufen und möglichst wenig von ihnen zu kaufen. Das System auf die Spitze getrieben, würde dahin führen, stets zu verkaufen, und niemals zu kaufen, aber da man weiss, dass ein derartiges Prohibitivsystem die Zerstörung jedes Handels bedeuten würde, haben die Schöpfer dieser Theorie sich damit begnügt, zu verlangen, dass ein Volk nur solche Geschäfte machen solle, bei denen es am Ende bares Geld heraus gezahlt bekommt. Wie jeder einzelne Kaufmann am Ende des Jahres mit seinem Geschäftsfreunde abrechnet und erkundet, ob er ihm mehr verkauft oder von ihm mehr gekauft hat und sich je nachdem als Gläubiger oder Schuldner erkennt für ein Mehr, welches

in Geld gedeckt werden muss, so muss auch jedes Volk am Ende des Jahres einen Abschluss machen, welcher ergiebt, ob ein Mehr des Verkaufs zu seinen Gunsten vorhanden ist oder ob es Schuldner ist und diese Schuld in Geld abtragen muss. Steht das Volk dauernd im Schuldverhältnis, so muss es verarmen, umgekehrt wird es immer reicher werden.

Die notwendige Folge dieses Systems war eine dauernde Begünstigung des Ausfuhrhandels seitens der Regierungen; sie zwang diese zu einer stetigen Überwachung der Industrie, um ihr die Richtung zu geben, welche für den Staat vorteilhaft erschien, ohne dies für die Einzelnen zu sein. Als richtig war anerkannt, dass ein Kaufmann, der sich im inneren Handel bereicherte, damit nicht zugleich sein Land bereicherte, dass er es schädigte, wenn er ihm fremde Waaren verkaufte, und dass, selbst wenn er durch den Verkauf einheimischer Waren an Fremde sich einen Schaden zufügte, dem öffentlichen Wohle diente dadurch, dass er Geld in das Land hineinbrachte. Deshalb wurde alles Verordnungen unterworfen, um das Privatinteresse dem öffentlichen dienstbar zu machen, die Industrie wurde darauf hingewiesen, ohne Aufhören Waren auszuführen, die Grenzen wurden bewacht, um die Wareneinfuhr zu hindern oder um das Geld, das etwa hinausgeschafft werden sollte, zurück zu halten.

Die Schöpfer dieses Systems hatten den Regierungen vorgestellt, dass es vorteilhaft sei, um recht viel Geld von den Fremden zu erzielen, nicht die Rohstoffe zu verkaufen, sondern deren Wert vorerst durch den nationalen Gewerbfleiss erhöhen zu lassen; so verdoppelten und vervielfachten häufig die Manufacturen der Städte den Preis der Landesprodukte; es galt also die Manufacturen zu ermutigen und zu verhindern, dass

etwa Rohstoffe, welche durch eine nationale Industrie einen höheren Wert bekommen konnten, den Fremden in ihrem Urzustande zugeführt werden, da sie so ja weniger Geld brachten. Die Reglements des Merkantilsystems erhielten also noch einen anderen Charakter, sie verhinderten den Ausgang der Rohstoffe und beförderten den der bearbeiteten Artikel; nur sich mit dem Nutzen der Händler beschäftigend, betrachteten sie jede Sache nur darauf hin, ob sie sich eignete, billig gekauft und teuer verkauft zu werden, mochte dies auch einen thatsächlichen Verlust für die anderen Klassen der Bevölkerung bedeuten.

Zum Merkantilsystem bekennt sich heutzutage offen wohl kaum ein Schriftsteller, aber im Geist der Regierenden hat es noch tiefe Spuren zurückgelassen. Es wirkt noch immer durch die Macht des Vorurteils und durch die Verwechselung der Begriffe auf diejenigen, die sich scheuen, sich mit abstrakten Theorien abzufinden. Die meisten Verordnungen, unter denen die Völker seufzen, sind heute noch lediglich Folgen dieses Systems und die Handelsbilanz existiert nur für die, welche sie anerkennen, obgleich viele sich noch weigern, mit ihr zu rechnen. Die Aufsuchung des Ursprungs allgemein verbreiteter Ideen ist nur ein wenig bedeutender Versuch, um denen, welche glauben, ein Princip zu haben, zu zeigen, dass dieses Princip lediglich die Folge einer anderen Anschauung ist.

Sechstes Kapitel.

Das Ackerbausystem der Ökonomisten.

Das Merkantilsystem hatte ein volles Jahrhundert. bestanden, allgemein anerkannt von den Regierungen Der Leitstern der Kaufleute und der Handelskammern,

der Gegenstand des Studiums der Gelehrten, war es zum Dogma geworden, ohne dass irgend jemand sich die Mühe gegeben hätte, es von neuem auf seine Richtigkeit zu prüfen. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts trat ihm Quesnay in seinem „Tableau économique“ *) entgegen, welches Werk, von Mirabeau und dem Abbé de Rivière weiter ausgeführt, von Dupont de Nemours vertieft, von Turgot zergliedert, Annahme fand bei einer zahlreichen Gemeinde, welche sich den Namen der „Economistes“ zulegte. Auch in Italien fanden diese Ideen zahlreiche Anhänger: der grösste Teil der Bücher, der über diesen Gegenstand geschrieben wurde, stammt daher. Leider sind die meisten mit einem so blinden Vertrauen auf die Lehren Quesnays geschrieben, sie lehnen sich so eng an diese an, dass irgend eine Meinungsverschiedenheit oder ein Fortschreiten der Ideen in ihnen kaum zu entdecken ist.

Quesnay war somit der Begründer des zweiten Systems der politischen Ökonomie, welches man auch Physiocratismus, aber allgemeiner das Ackerbau- oder das ökonomische System nennt. Vor allem suchte er zu bestimmen, worin der Reichtum besteht, denn Gold und Silber erschienen ihm nur als eine Wertbezeichnung, als ein Tauschmittel, ein Preisregeler der einzelnen Waren: lediglich die Fülle an Gold und Silber schien ihm das Wohlbefinden eines Volkes nicht zu gewährleisten. Er lenkte deshalb seinen Blick auf die verschiedenen Menschenklassen, in deren Händen sich die Reichtümer anzusammeln pflegen. Er suchte unter

---

*) Tableau économique et Maximes gén. du gouvernement économique, par François Quesnay. Versailles 1758. — L'Ami des hommes, par Mirabeau, Paris 1759. — L'Ordre naturel et essentiel des sociétés politiques par Mercier de la Rivière. Paris 1767. — Physiocratie par Dupont de Nemours. Paris 1768.

ihnen die, denen er eine schöpferische Thätigkeit zutrauen könne, er suchte die, bei denen er die Anfänge des Reichtums, der sich von ihnen auf die andern ergiesst, finden könne. Die Ersten, auf die er sein Augenmerk richtete, schienen sich lediglich mit Tauschgeschäften zu befassen, welche die Reichtümer ihren Platz wechseln liessen, selbst aber keine erzeugten.

Der Händler, welcher die Erzeugnisse der beiden Halbkugeln von einem Festlande zum anderen führt und, heimgekehrt, nach Verkauf seiner Ladung die von ihm in die Ware gesteckte Summe verdoppelt findet, hat nach Quesnay nichts weiter als einen Tausch vollzogen. Wenn er an die Kolonien die europäischen Waren zu einem höheren Preise verkauft hatte, als sie ihn gekostet hatten, so geschah dies deshalb, weil sie thatsächlich mehr wert waren. In dem Verkaufspreise musste er den Wert für seine verwandte Zeit wieder erhalten, für seine Mühe, seinen Lebensunterhalt, für die für seine Matrosen und seine Agenten aufgewendeten Mittel musste er entschädigt werden. Eine gleiche Entschädigung konnte er aus dem Verkauf der Baumwolle oder des Zuckers, welchen er nach Europa einführte, beanspruchen. Blieb ihm, am Ende seiner Reise, ein Nutzen, so war dies eine Folge seiner Sparsamkeit und seines Wohlverhaltens. Der Lohn, welchen ihm seine Abnehmer für seine Mühe zugebilligt hatten, war grösser als die Summe, die er ausgegeben hatte; thut nichts, denn es liegt in der Natur des Lohns, dass der, der ihn erhält, ihn vollständig ausgiebt; hätte er den seinigen vollständig ausgegeben, so würde er mit der ganzen Arbeit seines Lebens dem Nationalreichtum auch nicht einen Pfennig hinzugefügt haben, da die Waren, die er einführte nur genau den Wert der Waren, die er dagegen eintauschte, darstellten, zuzüglich den Lohn für sich

und alle die, die er in seinem Handel beschäftigt hatte. So gab der französische Volkswirt dem Ein- und Ausfuhrhandel den Namen eines Handels mit Sparsamkeit,*) welche ihm geblieben ist. Er dient, sagt er, nicht den Bedürfnissen des Volkes, das ihn ausübt, sondern lediglich der Bequemlichkeit zweier fremder Völker. Das erstere erhält keinen Nutzen, sondern Lohn und kann sich nur bereichern durch Ersparungen, die es an diesem Lohn macht.

Zu den Manufakturen übergehend, sieht auch sie Quesnay als einen Tausch an, gerade wie den Handel Aber anstatt zweier gegenwärtiger Werte, wurde ihr ursprünglicher Zweck in seinen Augen ein Tausch der Gegenwart gegen die Zukunft. Die Waren, die der Handwerker erzeugte, waren nicht lediglich der Gegenwert des auf sie verwendeten Lohns. Während seiner Arbeit hatte er die Früchte seines Landes zum Lebensunterhalt verwendet; der Gegenstand seiner Arbeit war ein anderes Landeserzeugnis. Aber der Weber musste in dem Preise der Leinwand vorerst den Preis des Hanfes oder des Flachses finden, den er verarbeitet hatte, ferner den Preis des Getreides und des Fleisches, dessen er während der Arbeit zur Nahrung bedurft hatte. Das vollendete Erzeugnis stellte lediglich diese verschiedenen Werte zusammengefasst dar.

Endlich richtete Quesnay seine Blicke auf den Landbau. Der Bearbeiter schien ihm in der gleichen Lage zu sein wie der Kaufmann und der Handwerker. Wie der letztere, machte er ein Tauschgeschäft mit

---

*) Der französische Ausdruck „commerce d'économie" lässt sich schwer deutsch wiedergeben. Aus dem Inhalt geht hervor, dass der Verfasser sagen will, dass der Gegenstand des Handels: „Sparsamkeit" sei, ich wählte deshalb den obigen Ausdruck.
Der Übersetzer.

der Erde: Gegenwärtiges gegen Zukünftiges. Die Ernten, welche er erzielt, sind eine Anhäufung des Wertes seiner Arbeit, er hat dasselbe Recht auf einen Lohn, wie der Handwerker und der Kaufmann; ist dieser Lohn doch lediglich der Ersatz für die Erzeugnisse des Landes, deren er bedurft hatte, um sich zu ernähren, während er neue Erzeugnisse hervorbrachte. Aber ausser diesem Lohne verbleibt ein Nettoerlös, welcher bei den Manufacturen und dem Handel nicht vorhanden gewesen ist, das ist die Zahlung, welche der Bearbeiter dem Besitzer des Bodens für die Benutzung zu leisten hat.

Dieses Einkommen der Besitzer des Bodens schien Quesnay gänzlich verschieden von allen übrigen Arten des Einkommens. Das waren keine Rückerstattungen (reprises), nach dem von ihm angewendeten Ausdruck, für den Wiedereingang von an die Arbeiter geleisteten Vorschüssen; das war kein Lohn, nicht das Ergebnis eines Tausches, sondern der Preis der von der Erde selbst geleisteten Arbeit, die Frucht des Wohlthuns der Natur, und da er allein nicht bereits vorhandene Reichtümer darstellte, musste er allein die Quelle aller anderen Reichtümer sein. Während er dem Wert aller geschaffenen Gegenstände nachging, sah Quesnay unter allen ihren Umformungen stets ihren ersten Ursprung in den Erzeugnissen des Bodens. Die Arbeit des Landbebauers, des Handwerkers, des Kaufmanns, verzehrte diese Erzeugnisse als Lohn und brachte sie unter neuen Formen wieder ans Tageslicht. Allein der Eigentümer des Landes empfing sie an der Quelle aus den Händen der Natur, und diese befähigten ihn, einen Lohn zu zahlen an alle seine Landsleute, welche lediglich für ihn arbeiteten. Dieses sinnreiche System warf durch seine Begründung das Merkantilsystem über den Haufen. Die Ökonomisten leugneten das Vorhandensein dieses

kaufmännischen Gleichgewichts, auf welches ihre Gegner so grossen Wert legten. Sie hielten es für unmöglich, von aussen her in ein Land einen ununterbrochenen Strom von Geldmünzen fliessen zu machen, und hätte man dies selbst gekonnt, so sahen sie keinen Vorteil darin; sie sprachen endlich den Handwerkern und den Kaufleuten, die das Merkantilsystem begünstigte, die Fähigkeit ab, irgend etwas zu produzieren, und indem sie das Volk in drei grosse Klassen teilten, sahen sie nur Besitzer des Grund und Bodens, die einzigen Mehrer des Nationalwohlstandes, Landbebauer, welche producierten, um das Einkommen der ersteren entstehen zu lassen, und Arbeiter gegen Lohn, unter welche sie ebenso Kaufleute und Handwerker, wie Staatsbeamte, welche zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit dienten, rechneten.

Die Ratschläge, welche die beiden ökonomischen Richtungen der Regierung gaben, waren ebenso verschieden, wie ihre Principien. Während die Merkantilisten wollten, dass die Staatsgewalt überall und überall eingreifen sollte, hörten die Ökonomisten nicht auf zu wiederholen: „Lasst es gehen, lasst sie machen!“*) Da das öffentliche Interesse sich aus der Vereinigung sämtlicher Einzelinteressen zusammensetzt, so nahmen sie an, dass das persönliche Interesse einen jeden sicherer dem öffentlichen Interesse, das ja das Interesse auch des Einzelnen ist, zuführen würde, als die Regierung es könnte.

Da die Ökonomisten in den Grundeigentümern die Wirte sahen, welche die ganze Nation bei sich zu Gaste laden, die einzigen Verteiler alles Reichtums, die Herren aller Unterhaltsmittel, so betrachteten sie sie zugleich als Herren des Staats. Ihre Grundsätze wiesen auf die Schaffung einer absoluten Aristokratie

*) Laissez faire et laissez passer.

hin, obgleich sie versuchten, sie der monarchischen Regierungsform, unter der sie lebten, anzupassen. Die Pflichten, welche sie den Grundeigentümern und der öffentlichen Gewalt zuwiesen, waren die gleichen und die Verfügung über die ganze sociale Gewalt musste in den Händen dieser Eigentümer verbleiben.

Die Ökonomisten, indem sie als wirkliches Einkommen lediglich ansahen, was die Erde jährlich ihren Eigentümern gewährt, zweifelten nicht daran, dass jede Steuer, sie möge einen Namen haben, wie sie wolle, am letzten Ende von dem Bodeneinkommen bezahlt werden müsse; sie schlossen daraus, dass der Staat eine einzige Steuer und zwar direkt dem, der sie doch tragen müsse, auflegen solle. Die Steuer müsse also stets auf das Einkommen aus dem Boden gelegt werden, da jede andere Art der Auferlegung den Eigentümer, der sie doch schliesslich zahlen müsse, viel teurer zu stehen komme und alle die, die sie vorschiessen müssten, unnützerweise belästigen würde.

In Bezug auf die Verwaltung lehrten die Ökonomisten, dass die Kunst der Regierung darin bestehe, den Unterthanen erster Klasse, d. h. den Grundbesitzern die volle Verfügung über den Grund und Boden zu sichern und ihnen den friedlichen Genuss der Früchte zu gewährleisten; der zweiten Klasse, den Landbebauern ebenso ihren Lohn und den Ersatz ihrer Auslagen; der dritten untergeordneten Klasse, welche die Fabrikanten, die Kaufleute, die Künstler, die Handwerker umfasst, alle Rechte, welche sich durch die Worte: „Freiheit, Steuerfreiheit, unbeschränkter Wettbewerb“ ausdrücken lassen.

In den Beziehungen zum auswärtigen Handel stellten die Ökonomisten den Grundsatz auf, niemals den Ausgang eines Rohstoffes oder einer fertigen Ware zu hindern, ebensowenig wie den Eingang

fremder Rohstoffe oder fertiger Waren, niemals weder eine Eingangssteuer fremden, noch eine Ausgangssteuer heimischen Produkten aufzuerlegen, in den Häfen und auf den Märkten keinen Unterschied zwischen Einheimischen und Fremden zu machen.

Dieses System bewirkte eine grosse Gährung in den Gemütern der Franzosen. Die damalige Regierung hatte nichts dagegen, wenn sich das Volk mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigte, wenn es nur nicht verlangte, genauere Einsicht in dieselben zu bekommen. Die Diskussion über die neue Theorie konnte sich in aller Freiheit entfalten, aber keine Thatsache, kein Aktenstück, deren Hüter die Regierung war, sollte der Öffentlichkeit vor Augen kommen. Man kann in dem System der Ökonomisten die Folgen sehen, welche ihre unfreiwillige Unkenntnis der Thatsachen, auf welche sie ihre geistvollen, aber wenig gesicherten Theorien aufgebaut haben, zur Ursache hatte. Dessen ungeachtet bezauberte dieses System die Nation, weil sie sich zum ersten Mal mit ihren Angelegenheiten beschäftigen durfte. Zu gleicher Zeit erstand bei einem freien Volke, welchem das Recht zustand, sich mit seinen Angelegenheiten zu beschäftigen, ein nicht minder geistreiches, dabei aber auf dem soliden Grunde der Thatsachen und Beobachtungen aufgebautes System, welches nach kurzem Kampfe die beiden andern zum Verschwinden brachte, weil stets die Wahrheit am Ende über Irrtümer triumphiert, mögen sie auch noch so blendend sein.

Siebentes Kapitel.

Adam Smith. Einteilung dieses Werkes.

Adam Smith, der Schöpfer des dritten Systems der politischen Ökonomie, suchte, nicht wie seine Vorgänger, von vornherein eine Theorie aufzustellen und dieser dann alle Thatsachen unterzuordnen, er erkannte vielmehr, dass die Kunst des Regierens eine Versuchswissenschaft sei, welche sich nur auf die Geschichte der verschiedenen Völker begründen könne, und dass lediglich aus einer peinlichen Beobachtung der Thatsachen Principien abgeleitet werden dürften. Sein unsterbliches Werk: Von der Natur und den Ursachen des Nationalwohlstandes*), welches im Jahre 1776 erschien und welchem er seit 1752 Vorlesungen über die politische Ökonomie hatte vorhergehen lassen, ist thatsächlich das Ergebnis einer philosophischen Betrachtung der Geschichte des Menschengeschlechts. Der Verfasser zergliedert die wirtschaftlichen Umwälzungen der früheren Zeiten und entwickelt aus ihrer Beleuchtung die allgemeinen Gesetze für das Wachsen des Reichtums, welche er als Erster klarstellt.

Adam Smith verwirft die beiden Systeme, von denen das eine die Schaffung des Reichtums nur dem Handel, das andere nur dem Ackerbau zuweisen wollte, und sucht die Quelle desselben in der Arbeit. Nach seiner Ansicht ist jede Arbeit, welche einen Tauschwert schafft, productiv, gleichviel ob sie sich auf dem Lande vollzieht oder in der Stadt, wenn sie nur einen Tauschgegenstand schafft, der zu Reichtum zu werden vermag, oder wenn sie den Wert einer schon vorhandenen Sache erhöht.

*) Deutsch v. Stöpel. 4 Bde. 8. Berl. 1878.

Da in seinen Augen die einzige Schöpferin des Reichtums die Arbeit ist, ist die Ökonomie für ihn lediglich das Mittel, diese aufzuhäufen. Die Ökonomie schuf die Kapitalien, worunter er nicht nur Gold und Silber versteht, wie die Merkantilisten, sondern Reichtum jeglicher Art, durch die Arbeit des Menschen zusammengebracht und durch ihre Eigentümer zur Ausführung neuer gewinnbringender Arbeit angewandt.

In seinen Augen setzte sich der Volkswohlstand zusammen aus der Erde, welche durch die menschliche Arbeit fruchtbar gemacht, nicht nur diese Arbeit mit Vorteil vergilt, sondern ausserdem zu Gunsten ihres Eigentümers ein Nettoeinkommen bringt, die Pacht, welche er Rente nannte, ferner aus den Kapitalien, welche in der Industrie angelegt, sie gewinnbringend machen, so dass ihr Umlauf ihren Eigentümern eine zweite Art von Einkommen bringt, welches er Nutzen nennt, endlich aus der Arbeit, welche denen, welche sie ausüben, eine dritte Art von Einkommen, den Lohn gewährleistet.

Adam Smith erkannte nicht nur, dass jede Art von Arbeit an ihrem Teil dem Vorteil Aller diene und die Vergrösserung des Volkswohlstandes bewirke, er stellte ausserdem als Grundsatz auf, dass die Gesellschaft abwechselnd die Arbeit, deren sie am meisten bedarf, beansprucht, und zwar durch die, welche sich anheischig machen, sie zu bezahlen, dass diese Nachfrage und dieses Angebot der einzige Ausdruck der Harmonie sei, auf die man sich stützen könne, und dass die Regierung in voller Sicherheit sich auf das Eigeninteresse, soweit es den Gang der Industrie betrifft, verlassen könne.

Er betonte, dass die begehrteste Arbeit zugleich diejenige sei, die dem Allgemeininteresse am meisten nütze, und aus diesem Grunde zugleich die best

bezahlte und best ausgeführte. In demselben Grade, in welchem der Reichtum sich mehre und das Volk im Stande sei, über mehr Kapital zu verfügen, werde es seine Thätigkeit der Landwirtschaft, dem inneren Handel, den für das Inland wichtigen Manufakturen, dem auswärtigen Handel, den für die Ausfuhr bestimmten Manufakturen und dem Transithandel zuwenden; der Begehr des Marktes würde den Übergang von Kapitalien und Arbeitskräften von einer hinsiechenden Industrie auf eine nutzbringendere bestimmen; von der Regierung verlangte er lediglich ebenso für den Ackerbau wie für den Handel vollständige Freiheit und jede Erwartung auf die Entwickelung des Nationalwohlstandes beruhte nach seiner Ansicht auf dem freien Wettbewerb.*)

Es erscheint überflüssig hier im Einzelnen ein System auszuführen, das zu entwickeln und zu vervollkommnen der ganze Zweck dieses Werkes ist. Die Lehre von Adam Smith ist auch die unsere, das Licht, mit dem sein Geist das ganze Feld des Wissens überströmt und die Sektirer auf den rechten Weg geführt hat, lässt alle Fortschritte, die wir seit seiner Zeit gemacht haben, ihm verdanken, und es wäre eine kindische Eitelkeit, sich an Einzelheiten zu klammern, in denen seine Ideen noch nicht geklärt erschienen: schulden wir doch am letzten Ende ihm auch die

*) Adam Smith hat seine Lehre in dem Werke: „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations". Erste Ausg. 4. Lond. 1776 entwickelt. Deutsche Ausgabe von F. Stöpel. 4 Bde. 8. Berl. 1878. Vergleiche auch: „Traité d'économie politique par J. B. Say. 2 vol. 8. Paris". — „Cours d'économie politique, ou Expos. des principes, qui déterminent la prosperité des nations. Par H. Storch. 6 vols. 8. St. Pet. 1815.", „dtsch. m. Zusätzen von K. H. Rau. 3 Bde. 8. Hamb. 1819—20." „De la richesse commerciale. Par J. C. L. Simonde de Sismondi." 2 vol. 8. Genève 1803.

Entdeckung der Wahrheiten, die er noch nicht erkannt hatte.

Nach diesem Geständnis unserer tiefen Verehrung für dieses schöpferische Genie, unserer lebhaften Anerkennung der Erleuchtung, die wir ihm verdanken, wird man ohne Zweifel erstaunt sein, wenn man hört, dass das praktische Ergebnis der ihm entlehnten Lehre uns öfters gerade entgegengesetzt erscheint dem, welches er daraus gezogen hat, und dass, wenn man seine Grundsätze selbst mit den Erfahrungen eines halben Jahrhunderts zusammenhält, während welcher Zeit seine Lehre mehr oder weniger herrschend gewesen ist, wir sagen müssen, dass man, in mehr als einer Beziehung, ganz andere Schlüsse aus ihnen ziehen muss.

Mit Adam Smith behaupten wir, dass die Arbeit die einzige Quelle des Reichtums ist, dass Sparsamkeit das einzige Mittel ist, ihn anzuhäufen, aber wir glauben hinzufügen zu sollen, dass der Genuss das einzige Ziel dieser Anhäufung sein muss, und dass man nur dann von einem Wachsen des Nationalwohlstandes sprechen darf, wenn mit ihm zugleich ein Anwachsen des nationalen Wohlbefindens verbunden ist.

Adam Smith, welcher nur den Wohlstand betrachtete und sah, dass die, die ihn besassen, das Interesse haben, ihn zu vermehren, schloss daraus, dass dieses Anwachsen am besten gewährleistet sei, wenn man die Gesellschaft der freien Ausübung aller einzelnen Interessen überliesse. Er sagte zu der Regierung: Die Summe der Reichtümer der Einzelnen bildet den Volksreichtum, es giebt keinen Reichen, der sich nicht bemüht, noch reicher zu werden, lasset ihn! er wird das Volk bereichern, wenn er sich bereichert.

Wir betrachten den Reichtum in seinen Beziehungen zur Bevölkerung, welcher er Lebensunterhalt oder Glückseligkeit verschafft; lediglich durch

die Vermehrung seines Kapitals nimmt kein Volk an Wohlbefinden zu, sondern nur wenn sein wachsendes Kapital zugleich der Bevölkerung auch mehr Annehmlichkeiten zu bieten im Stande ist, als nur das nackte Leben, denn es unterliegt keinem Zweifel, dass 20 Millionen Menschen mit einem Einkommen von 600 Millionen ärmer sind, als 10 Millionen mit 400 Millionen Einkommen. Wir haben gesehen, dass die Reichen ihre Reichtümer vermehren konnten, entweder durch eine neue Produktion, oder dadurch, dass sie für sich einen grösseren Teil von dem in Anspruch nahmen, was bisher den Armen vorbehalten gewesen war. Um hierin einen Ausgleich herzustellen, rufen wir unablässig das Eingreifen des Staates an, welches Adam Smith zurückweist. Wir betrachten den Staat als den berufenen Schutz des Schwachen gegen den Starken, den Verteidiger dessen, der sich selbst nicht verteidigen kann und den Vertreter der dauernden und geräuschlosen Interessen der Gesamtheit gegenüber dem zeitlichen und leidenschaftlichen Interesse des Einzelnen.

Es scheint, dass die Erfahrung diesen neuen Gesichtspunkt eines alten Systems rechtfertigt. Obgleich das Ansehen von Adam Smith bei weitem nicht alle Teile der ökonomischen Gesetze reformiert hat, so hat doch der Grundgedanke des unbeschränkt freien Wettbewerbs sehr grosse Fortschritte in allen Kulturstaaten gemacht; eine wunderbare Entwicklung in der ganzen Industrie war die Folge davon, aber ebenso häufig erschreckliche Leiden bei vielen Klassen der Bevölkerung. Diese Erfahrung hat uns die Notwendigkeit einer schützenden Macht zum Bewusstsein gebracht, die wir anrufen; sie erscheint notwendig, um zu verhindern, dass Menschen dem Fortschreiten eines Reichtums geopfert werden, an dem sie einen Teil nicht haben. Diese Macht allein kann sich über

die rein materielle Berechnung der Vermehrung der Produkte erheben und ihm die Berechnung der Vermehrung der Genüsse und Annehmlichkeiten Aller gegenüberstellen, was doch das Ziel ist, dem alle Völker zustreben sollen.*)

Wir glauben unseren Lesern schuldig zu sein, sie gleich von vornherein auf diese wichtige Verschiedenheit in den Ergebnissen aufmerksam zu machen, um so mehr, als wir darauf verzichten, daraus eine Kontroverse zu machen. Wir werden uns nicht scheuen, die Meinungen Adam Smith's zu bekämpfen, die wir nicht teilen oder die Dinge aufzuzeigen, in denen wir uns von ihm und seinen Anhängern trennen. Die Grundsätze der Wissenschaft von der Wirtschaft müssen ein Ganzes bilden und einer aus dem anderen sich ableiten lassen. Wir wollen sie darstellen, wie sie sich unserer Meinung nach aus einander entwickeln, ohne gross zu unterscheiden, was uns davon gehört und was unsern Vorgängern. Wenn diese Grundsätze sich wirklich der eine auf den anderen stützen und ein gut gefügtes Ganzes bilden, werden wir unser Ziel erreicht haben. Wir beanspruchen nicht ein neues System in Gegensatz zu dem unseres Meisters aufgestellt zu haben, sondern wir bemühen uns einzig

*) Schon vor uns haben Schriftsteller behauptet, dass die Erfahrung die Smith'schen Lehren nicht vollständig bestätige. Ganilh, einer seiner vorzüglichsten Anhänger, hat sich gänzlich von ihm abgewendet. Im Allgemeinen kann man sagen, dass Smith die Wissenschaft als zu ausschliesslich der Berechnung unterliegend angesehen habe, während sie in vieler Beziehung ebenso eine Sache des Gefühls und der Einbildungskraft ist, welche sich nicht berechnen lassen. Allerdings scheint uns Ganilh, indem er andere Berechnungen aufstellt, deren Grundlagen sehr zweifelhaft sind, sich von dem Endziel unserer Wissenschaft noch mehr entfernt zu haben.

und allein zu zeigen, welche Änderungen die Erfahrung uns zwingt, an dem seinigen vorzunehmen.

Wir werden dieses System unter sechs Abteilungen bringen, welche uns die ganze Wissenschaft des Staates in ihren Beziehungen zu dem physischen Wohlbefinden der Unterthanen zu umfassen scheinen, nämlich: 1) Bildung und Fortschritt des Reichtums, 2) Reichtum an Grund und Boden, 3) kaufmännischer Reichtum, 4) Geld, 5) Einfuhr, 6) Bevölkerung. Jede Abteilung wird den Gegenstand eines Buches bilden. Den Reichtum an Grund und Boden und die Bevölkerung hat Adam Smith einer Specialuntersuchung nicht unterzogen.

Auf einem ganz entgegengesetzten Wege haben sich die englischen Schüler Adam Smith's von seinen Lehren entfernt, und noch mehr, wie uns scheint, von seiner Art die Wahrheit zu suchen. Adam Smith betrachtete die politische Ökonomie als eine Erfahrungswissenschaft, er bemühte sich, jede Thatsache als einen Teil des wirtschaftlichen Ganzen, dem sie angehört, zu begreifen und niemals aus dem Auge zu verlieren die verschiedenen Umstände, mit denen sie im Zusammenhang steht, und die Ergebnisse, durch welche sie das Wohlbefinden des Volkes beeinflussen kann. Bei seiner Beurteilung muss es uns erlaubt sein zu sagen, dass er nicht immer dieser synthetischen Betrachtungsart treu geblieben ist, dass er nicht immer das wesentliche Ziel im Auge behalten hat, die Beziehungen des Reichtums zur Bevölkerung oder zu dem nationalen Wohlbefinden. Seine neuen englischen Schüler haben sich allzusehr in Abstraktionen vertieft, welche uns vollständig den Menschen, dem der Reichtum gehört, und den, der ihn geniessen soll, aus dem Auge verlieren lassen. Unter ihren Händen wird die Wissenschaft derartig spekulativ, dass sie von jeder

Wirklichkeit sich los zu lösen scheint. Man möchte anfänglich glauben, dass die Theorie, wenn man sie von allen zufälligen Umständen entblösst, klarer dastehen und leichter zu fassen sein möchte: das Gegenteil ist eingetreten, die neuen englischen Ökonomisten sind vollständig dunkel und nur mit grösster Mühe zu verstehen, weil unser Geist sich weigert, die Abstraktionen, die sie ihm zumuten, zu fassen, aber dieser Widerstand ist ein Zeichen, dass wir uns von der Wahrheit entfernen, wenn wir uns in den moralischen Wissenschaften, wo alles sich verbinden soll, bemühen, einen Grundsatz für sich allein hinzustellen und nichts als ihn allein zu sehen.

Ricardo's geistvolles Werk, welches im Jahre 1817 erschien und bald darauf von Say in's Französische übersetzt und mit Anmerkungen versehen worden ist, voll glänzender Kritik, zeigt uns ein bemerkenswertes Beispiel dieser neuen Richtung, welche die englischen Nationalökonomen verfolgen. Diese „Principien der politischen Ökonomie und der Besteuerung" haben eine merkwürdige Wirkung in England gehabt. Die Edinburgh Review, deren Ansehen in der Wissenschaft unbestritten ist, zeigt in ihrer No. 59 vom Juni 1818 das Werk an als eines, welches in der politischen Ökonomie den grössten Fortschritt bedeute seit Adam Smith; indessen fühlen wir dermassen, dass wir uns auf einem ganz anderen Boden befinden, dass wir kaum Gelegenheit genommen hätten, das Werk anzuführen, sei es, um uns auf dasselbe zu stützen, sei es, um es bekämpfen, wenn seine Berühmtheit uns nicht gewissermassen die Pflicht dazu auferlegt hätte. Ein französischer Verwaltungsbeamter, dessen Name kein Geheimnis ist, obgleich er auf dem Titel nicht genannt ist, hat in demselben Jahre: „Élémens d'Économie politique" veröffentlicht, für Beamte der Verwaltung bestimmt.

Ich war erstaunt, dass er bei diesem ausgesprochenen Zweck seines Buches dasselbe so durchaus abstrakt abgefasst hat. Er giebt in seinen sogenannten „Élemens“ sehr viel geistreiche Auseinandersetzungen über die politische Ökonomie, aber es scheint mir, dass das Positive, das einem Staatsmann doch das wesentliche ist, in seiner Betrachtung sehr zu kurz gekommen ist.

Zweites Buch.

Bildung und Fortschreiten des Reichtums.

Erstes Kapitel.

Bildung des Reichtums für den Einzelmenschen.

Bei seiner Geburt bringt der Mensch Bedürfnisse mit, welche er befriedigen muss, wenn er leben will, Wünsche, welche ihn Glück aus gewissen Genüssen erwarten lassen, und Betriebsamkeit oder Geschicklichkeit zur Arbeit, welche ihn in den Stand setzen, die einen und die anderen zu befriedigen. Diese Betriebsamkeit ist die Quelle seines Reichtums, seine Wünsche und Begierden lehren ihn, sie anzuwenden. Alles das, dem der Mensch einen Wert zumisst, ist durch seine Betriebsamkeit geschaffen worden, alles was er geschaffen hat, muss seinen Wünschen und Begierden dienen. Der zu seinem Gebrauch bestimmte Gegenstand kann zwischen seiner Fertigung durch Arbeit und seinem Verbrauch durch Genuss eine mehr oder weniger lange Dauer haben. Diesen Gegenstand, diese Frucht der Arbeit, angehäuft und noch nicht verbraucht, nennt man Reichtum.

Reichtum kann vorhanden sein, nicht nur ohne irgend ein Tauschmittel oder Geld, sondern auch ohne irgend eine Möglichkeit des Tausches, sowie ohne

Handel, andererseits kann er nicht vorhanden sein ohne Arbeit, noch weniger ohne Wünsche oder Begierden, welche diese Arbeit befriedigen soll. Ein Mensch sei zurückgelassen auf einer unbewohnten Insel: das Eigentum an der ganzen Insel, das ihm Niemand streitig machen wird, wird ihn nicht reicher machen, wie gross auch immer die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens sein mag, wie gross die Masse des Wildes in den Wäldern, der Fische, die in den Gewässern spielen, der Minen, die in den Eingeweiden der Berge schlummern. Im Gegenteil kann er, mitten unter diesen Hilfsquellen, die ihm die Natur darbietet, zum äussersten Grade des Elends gebracht werden, ja, er kann Hungers sterben. Aber wenn dieser Mensch durch seine Betriebsamkeit eine Anzahl dieser Tiere, welche in den Wäldern umherirren, am Leben erhält, und sie, anstatt sie sofort aufzuessen, für seine künftigen Bedürfnisse aufspart; wenn es ihm gelingt, sie zu zähmen, von ihrer Milch zu leben, sie für seine Arbeit geschickt zu machen, ihre Vermehrung zu bewirken, so beginnt er reich zu werden, weil seine Arbeit ihm das Eigentum an diesen Tieren verschafft hat und eine weitere Arbeit sie zu seinen Haustieren machen wird. Der Massstab seines Reichtums ist nicht der Preis, den er im Tausch dafür erhalten kann, da ihm ein Tausch ja unmöglich ist, sondern die Ausdehnung der Bedürfnisse, die er damit befriedigen kann, oder wenn man will, die Zeit, während der er von den Früchten seiner Anstrengungen leben kann, ohne zu einer neuen Arbeit greifen zu müssen.

Dieser Mann verdankt sein Eigentum und seinen Reichtum der Zähmung der Tiere: dadurch dass er sich die Erde unterwirft, wird er auch sie in Reichtum und Eigentum umwandeln. Die Insel, welche er bewohnt, war wertlos, so lange auf ihr keine Arbeit

gethan wurde; aber wenn er, anstatt die Früchte seiner Arbeit, sobald er sie erzielt hat, zu verbrauchen, sie für seine späteren Bedürfnisse aufspeichert, wenn er sie von neuem der Erde anvertraut, auf dass sie sich vervielfältigen; wenn er seine Ländereien bearbeitet, um ihre Erzeugungskräfte zu vermehren, wenn er sie einfriedigt, um sie gegen wilde Tiere zu schützen, wenn er sie mit Bäumen bepflanzt, von denen er erst nach langen Jahren eine Ernte erwartet, so hat er einen Wert geschaffen, nicht nur an dem jährlichen Ertrage des Landes, das sein Fleiss hat entstehen lassen, sondern auch an dem Lande selbst, welches er gezähmt hat, wie die Tiere, und welches er geschickt gemacht hat, ihm Dienste zu leisten. Er ist also reich und er ist es umsomehr, je länger er seine Arbeit unterbrechen kann, ohne neue Bedürfnisse zu empfinden.

Sobald dieser Einsiedler nicht mehr unter der Herrschaft des dringendsten aller Bedürfnisse, des Hungers steht, wird er seine Thätigkeit der Beschaffung von Wohnung und Kleidung und ihrer bequemeren Ausstattung widmen können. Er wird sich ein Häuschen bauen, er wird es mit Möbeln ausstatten, zu dessen Anfertigung die Fähigkeiten eines Einzelnen genügen. Aus den Haaren seiner Schafe und aus ihren Fellen wird er Schuhwerk oder Stoffe bereiten, und je bequemer sein Haus werden wird, je grösser seine Vorräte an Nahrung und Kleidung werden, um so reicher wird er sich nennen können.

Die Geschichte dieses Menschen ist die Geschichte des Menschengeschlechts. Es ist wichtiger, als man denkt, nach und nach alle die Thätigkeiten aufzuzeigen, durch welche man von dem Mangel zum Wohlleben gelangt; bei einem Individuum kann der Geist sie verfolgen, in der Gesellschaft verliert er sie leicht aus den Augen. Indessen ist der Reichtum Aller nur die

Summe des Reichtums der Einzelnen; für alle beginnt er, so wie er für jeden Einzelnen begonnen hat, mit der Arbeit, er häuft sich an für Alle wie für den Einzelnen durch den Überschuss der Erzeugnisse der täglichen Arbeit über den täglichen Gebrauch, er ist bestimmt, Allen wie den Einzelnen Genüsse zu verschaffen, welche ihn verzehren und vernichten; hört er auf, diese Genüsse zu verschaffen, fände sich Niemand mehr, welcher ihn für seine Bedürfnisse verwenden könnte, so würde er seinen Wert verloren haben, er würde kein Reichtum mehr sein. Alles, was richtig ist in Bezug auf den Einzelmenschen, ist auch wahr in Bezug auf die Gesellschaft, und umgekehrt. Aber während nichts so leicht ist, als das Wohlleben oder das Elend eines einzelnen Menschen zu begreifen, trübt der Tausch, der den Platz dieses Reichtums immer von neuem wechseln lässt, unsern Blick und macht aus einer positiven Thatsache beinahe eine übersinnliche.

So gross die Güte der Natur auch sein mag, umsonst gewährt sie dem Menschen nichts, aber sie versteht sich gern dazu, ihm beizustehen und seine Thätigkeit ins Ungemessene zu vervielfältigen, wenn er sich an sie wendet. Die Geschichte allen Reichtums bewegt sich stets innerhalb derselben Grenzmarken: die Arbeit, welche schafft, die Sparsamkeit, welche ansammelt, der Gebrauch, der zerstört. Ein Ding, welches nicht geschaffen ist oder seinen Wert nicht von einer mittelbaren oder unmittelbaren Arbeit empfangen hat, ist nicht Reichtum, so nützlich oder notwendig es zum Leben auch sein mag. Was dem Menschen nichts nützt, was kein Bedürfnis befriedigt, was nicht mittelbar oder unmittelbar dem Gebrauche dient, ist ebensowenig Reichtum, ob auch noch soviel Arbeit seiner Herstellung gedient haben mag. Alles endlich, was sich nicht aufspeichern, was sich nicht für eine künftige Benutzung aufbewahren

lässt, ist nicht Reichtum, sei es auch durch Arbeit erzeugt oder durch Genuss vernichtet.

Wir haben gesagt, die Reichtum erzeugende Arbeit könne eine mittelbare oder eine unmittelbare sein. Thatsächlich giebt der Mensch, der sich die Naturerzeugnisse aneignet, ihnen häufig erst dadurch einen Wert, dass er sie für eine künftige Arbeit aufspeichert, dass er sie für sich bewahrt, ohne ihr Wesen zu ändern. Der Einzelne, welcher einen Anger eingezäunt hat, hat der Wiese einen Wert gegeben, obschon er sie garnicht berührt hat, aber dadurch, dass er sie den Angriffen wilder Tiere entzogen hat, dass er seine eigenen Heerden hierdurch vermehrt hat, hat er die Weideplätze, die ihm gehören, zu einem Wertgegenstande gemacht. Benutzt Jemand einen Wasserfall, um die Räder seiner Mühle zu treiben, so verleiht er dem Wasser selbst einen Wert. Was von dem Einzelmenschen gilt, gilt auch von der Gesellschaft, die aufgewendete Arbeit giebt den Dingen, die wieder der Arbeit dienen sollen, ihren Wert.

Wir haben von einem mittelbaren und von einen unmittelbaren Gebrauch gesprochen: auch das Heu, welches der Einzelne aufstapelt, hat einen Wert, nicht für ihn, wohl aber für sein Vieh, welches er damit ernährt.

Endlich haben wir gesagt, dass ein Gegenstand, welcher nur zwei von den drei Bedingungen, welche wir genannt haben, in sich vereinigt, kein Reichtum ist, wenn die dritte Bedingung mangelt. Die Luft, das Wasser, das Feuer sind nicht nur nützlich, sie sind geradezu zum Leben notwendig; da man aber im Allgemeinen nicht nötig hat, auf ihre Beschaffung Arbeit zu verwenden, können sie nicht als Reichtum bezeichnet werden. Alle Arbeiten, welche ihren Zweck verfehlt haben, können als Reichtum nicht gelten, da

man aus ihnen einen Genuss nicht ziehen kann, sie auch einen Bestand nicht haben. Die Leibesbewegungen, die Musik, der Gesang sind gleichzeitig Arbeit und Genuss, aber sie sind nicht Reichtum, da man den Genuss für eine spätere Zeit nicht aufbewahren kann.

Ehe er an Tauschmittel denken kann, oder gar an die Edelmetalle, die uns den Tausch erleichtern, muss der Einsame, den wir uns auf seiner Insel lebend gedacht haben, erst gelernt haben, die Arbeiten in ihrer Beziehung zum Reichtum zu unterscheiden. Sind sie nicht geeignet, einen Genuss zu verschaffen, so sind sie zwecklos, können ihre Früchte nicht zum Zwecke einer späteren Verwendung aufbewahrt werden, so sind sie unproduktiv; während einzig und allein die produktiven Arbeiten oder die, welche Reichtum schaffen, die sind, welche, auch in den Augen des Einzelmenschen, einen Wert haben, welcher mindestens der auf sie aufgewandten Mühe gleich ist. So kann der Einzelmensch, durch seine anderweiten Erfahrungen getäuscht, glauben, dass er seine Ölbäume vervielfältigen könne, wenn er Oliven aussät; er wusste eben nicht, dass die Kerne nicht wachsen, wie die der anderen Fruchtbäume, er hat nun den Boden für sie beackert, in fleissiger und harter Arbeit — die Erfahrung wird ihm zeigen, dass diese Arbeit nutzlos gewesen ist, er wird keine Ölbäume entstehen sehen. Oder er hat sein Haus gegen Bären und Wölfe verteidigen müssen, eine sehr nützliche aber unproduktive Arbeit, denn ihre Früchte können nicht aufbewahrt werden; kannte er die Civilisation, so hätte er seine Zeit vielleicht mit Flötenspiel ausgefüllt, wobei wir annehmen, dass er beim Schiffbruch seine Flöte gerettet hat; — auch eine nützliche Arbeit, und die er vielleicht als sein einziges Vergnügen betrachtete, aber doch unproduktiv aus demselben Grunde.

Im Interesse seiner Person, seiner Gesundheit hat er seine Zeit recht nützlich ausgefüllt, aber Reichtum hat er nicht geschaffen. Der Einzelmensch wird sehr bald den Unterschied zwischen produktiver Arbeit und den Stunden, in denen er nichts für die Zukunft zurücklegt, herausfinden, und ohne derartige Beschäftigungen ganz zu unterlassen, wird er sie verlorene Zeit nennen.

Zweites Kapitel.

Bildung des Reichtums in der Gesellschaft durch Tausch.

Wir haben gesehen, welcher Art die Bildung, die Aufbewahrung und der Gebrauch des Reichtums bei dem Einzelmenschen war. Genau dasselbe, auf dieselbe Art und mit dem gleichen Endziel vollzieht sich bei dem in der Gesellschaft vereinigten Menschen. Der einzige Unterschied besteht darin, dass der erste nur auf sich allein Rücksicht zu nehmen brauchte und dass er bei Schaffung des Reichtums niemals den Gebrauch aus den Augen verloren hat, d. h. seinen eigenen Genuss und seine eigene Erholung; während der andere, mitten unter einer grossen Zahl Genossen lebend, mit welchen er dauernd Dienste austauscht, arbeitet, damit andere geniessen und sich erholen, und auf die Arbeit der Anderen für die Befriedigung seiner Genüsse und seines Erholungsbedürfnisses zählt.

Sobald der Mensch Teil einer Gesellschaft geworden ist und aufgehört hat, seinen Reichtum und seine Bedürfnisse nur von sich abhängen zu lassen, kann er seiner Arbeit nicht mehr bis zu dem Augenblicke folgen, in dem die Ergebnisse derselben verbraucht sind, er kann seine Thätigkeit nicht mehr von

dem Bedürfnis abhängig machen oder von seinem Ruhebedürfnis, er arbeitet ohne Unterlass, um die gemeinsamen Speicher zu füllen, und überlässt der Gesellschaft die Sorge, für die Gegenstände, die er angefertigt hat, einen Gebrauch zu finden.

Der Austausch zwischen zwei Menschen, welche arbeiten und wie unser Einzelmensch Reichtum erzeugen, um ihn zu verbrauchen, würde sich erst aus dem Überfluss ergeben. „Gieb mir das, was du nicht brauchst, und was mir nützlich sein würde“, sagt einer der beiden Verhandelnden, „und ich werde dir dagegen das geben, was ich nicht brauche und was dir nützlich sein würde“. Indessen war der augenblickliche Nutzen nicht der einzige Massstab für den Tausch. Jeder hatte seinerseits die Mühe und die Zeit, welche er auf die Herstellung gewendet hatte, geschätzt: dies sind die Grundlagen des Verkaufspreises; und er hatte sie wieder verglichen mit der Mühe und mit der Zeit, die er aufwenden muss, um sich selbst die Sache herzustellen, welche er haben will, eine Berechnung, aus welcher sich der Kaufpreis ergiebt. Der Tausch würde nicht zu Stande kommen, wenn die beiden Verhandelnden bei ihrer Berechnung erkannt hätten, dass Jeder bei dem Tausch mehr aufwenden müsste, als ihn die Sache, deren er bedarf, kosten würde, wenn er sie sich selbst herstellte.

Indessen hat der Tausch die Natur des Reichtums nicht verändert; er ist stets eine Sache, geschaffen durch Arbeit, aufbewahrt für künftigen Bedarf; die Ursache seines Wertes ist lediglich dieser Bedarf. Das Verhältnis zwischen der Erzeugung und dem Verbrauch war dasselbe, nur hatte sich an die Stelle des Erzeugers ein Anderer für den Verbrauch gesetzt. In Hinblick auf das Produkt kann man von allen Vertauschungen, denen die Sache unterworfen war, ab-

sehen; ein Mensch hat sie hervorgebracht, ein Mensch hat sie aufgespeichert, weil ein Mensch ihrer bedurfte und sie gebrauchen wird, ob dieser Mensch immer derselbe ist, ist vollständig gleichgültig; die späteren Vertauschungen haben aus dem letzten nur den Vertreter der ersten gemacht.

Der Tausch hat nicht nur Sachen zum Gegenstande, er erstreckt sich auch auf die Arbeit, durch die alle Sachen hervorgebracht werden. Derjenige, welcher Nahrungsmittel besass, bot dem, dessen Vorräte erschöpft waren, an, ihn zu unterhalten; dafür arbeitete dieser letztere für ihn. Diesen Unterhalt in Austausch für Arbeit nannte man Lohn.

Der Austausch verändert die Natur der Arbeit nicht mehr, als die der hervorgebrachten Dinge. In ihnen kann man, für die Gesellschaft ebenso wie für den Einzelmenschen eine nutzlose und unproduktive Arbeit sehen. Wenn auch der eine oder der andere einen Lohn erhält, bewahren sie nichtsdestoweniger ihren Charakter, wenn der erste weder den Wünschen noch den Bedürfnissen dessen, der den Arbeiter beschäftigt, Genüge leistet, oder der zweite eine Anhäufung seiner Früchte unterlässt. Der Lohn, den der eine oder der andere Arbeiter erhält, darf uns nicht täuschen, derjenige, der einen Lohn zahlt, stellt auch den Arbeiter an seinen Platz; die Rolle, welche wir einem Einzelnen zugeteilt haben, verteilt sich nunmehr auf zwei oder eine grössere Anzahl von Personen: das Ergebnis bleibt trotzdem immer das gleiche. Der Tagelöhner, der Oliven säet, macht für seinen Herrn eine nutzlose Arbeit, wenn sie auch für ihn vorteilhaft ist, da er ja seinen Lohn dafür erhält. Derjenige, der seinen Herrn gegen Bären verteidigt, oder die Gesellschaft gegen ihre Feinde, derjenige, der für die Gesundheit oder die Person Anderer bemüht ist, der

ihnen die Genüsse der Musik, des Schauspiels, des Tanzes verschafft, hat, ganz wie der Einzelmensch, eine nützliche Arbeit geleistet, da sie angenehm war und für ihn gewinnbringend, insofern er einen Lohn dafür erhielt, während er das Vergnügen dem überliess, der ihn bezahlte. Nichtsdestoweniger war die Arbeit unproduktiv, da sie sich nicht sparen und aufspeichern lässt. In der That hat derjenige, der den Lohn bezahlt hat, nicht nur nicht mehr den Lohnbetrag, sondern auch nicht mehr die Sache, für die er den Lohn bezahlt hat.

Die Arbeit und die Sparsamkeit sind für den Menschen in der Gesellschaft, wie für den Einzelnen, stets die wahren und die einzigen Quellen des Reichtums, der eine wie der andere können aus ihnen die gleichen Vorteile ziehen. Indessen hat die Bildung der Gesellschaft und die damit in Verbindung stehende Einführung von Handel und Tausch, das Fortschreiten des Reichtums verändert, einerseits indem sie die Produktionskraft der Arbeit durch ihre Teilung vermehrte, andererseits indem sie der Sparsamkeit ein ganz bestimmtes Ziel gab und gleichzeitig die Genüsse, die Reichtum verschafft, vermehrte. So producierten die zu Gesellschaften vereinten Menschen einmal mehr, als wenn sie als Einzelmenschen gearbeitet hätten, dann aber bewahrten sie auch besser das Erarbeitete, weil sie seinen Wert besser erkannten.

Der gelegentliche Vorteil, den zwei Menschen, gleich an Arbeitsmitteln und an Sparsamkeit, im Austausch der Produkte, für die sie ein unmittelbares Bedürfnis nicht hatten, gefunden hatten, liess sie bald in diesem Austausch einen dauernden Vorteil erblicken, und so boten sie beide sich das an, von dem sie wussten, dass sie es gut machten, gegen das, von dem sie wussten, dass es der Andere besser mache. Was

sie beständig machten, machten sie eben gut, alles, was sie nur gelegentlich anfertigten, machten sie langsamer und weniger gut. Nach und nach widmeten sie sich ausschliesslich einer bestimmten Arbeit, und je mehr Geschicklichkeit sie hierin erwarben, um so leichter und schneller ging sie ihnen von der Hand. Diese Beobachtung führte zur Teilung der Arbeit: der Landarbeiter sah bald ein, dass er die Ackergeräte nicht in einem Monat fertig stellen könne, die der Schmied ihm in einem Tage lieferte.

Derselbe Grund, der zuerst die Gewerbe des Landarbeiters, des Schäfers, des Schmiedes und des Webers hatte entstehen lassen, führte zur weiteren Teilung der Gewerbe bis ins Unendliche; jeder sah ein, dass er durch Teilung seiner Thätigkeit sie immer vollkommener und lohnender gestaltete. Der Weber verzichtete auf das Spinnen und Färben; die Spinner des Hanfes, der Baumwolle, der Wolle und der Seide trennten sich; die Weber teilten sich wiederum nach der Bestimmung und Art des Stoffes; und bei jeder neuen Teilung sah der Arbeiter durch die Aufwendung aller seiner Aufmerksamkeit auf eine einzelne Sache seine Produktionskraft wachsen. Im Innern jedes Betriebes wurde diese Teilung noch viele Male wiederholt und jedes Mal mit dem gleichen Erfolge. Zwanzig Arbeiter arbeiten zusammen an einer Sache; aber jedem von ihnen ist eine einzelne bestimmte Arbeit übertragen und das Ergebnis ist, dass die zwanzig Arbeiter zwanzig mal mehr erzielen, als wenn jeder für sich allein gearbeitet hätte.

Die Maschinen sind ein Kind der Teilung der Arbeit. In der Natur finden sich blinde Kräfte, denen der Menschen weit überlegen, aber nicht geneigt, dem Menschen zu Diensten zu sein. Es hiess sie erobern und ihre Dienste der Industrie gefügig machen.

Als man gelernt hatte, sie für menschliche Arbeit zu benutzen, leisteten sie diese mit einer Schnelligkeit und in einer Ausdehnung, welche unendlich die Kräfte des Menschen überstiegen. Das Wasser, der Wind, das Feuer war für verwickelte Handreichungen nicht zu verwenden; aber die Teilung der Arbeit hatte alle diese Dinge vereinfacht. Als erst jeder Arbeiter in einem Betriebe mit einer einzelnen Arbeit beschäftigt war, fand er bald eine gleichmässige Bewegung für die Ausführung, bald darauf fand er heraus, die Naturkraft zu leiten, um sie in seinen Dienst zu zwingen. Die Gewässer trieben Mühlen, um das Korn zu mahlen, Sägewerke zu treiben, Hämmer zu heben; und Arbeiten, zu denen tausende von Menschen nicht genügt hätten, wurden ausgeführt durch fühllose Arbeiter, die keine Bedürfnisse haben.

Die Teilung der Arbeit vermehrte noch in anderer Weise die Produktionskraft des Menschen. Einzelne Glieder der Gesellschaft widmeten sich, anstatt mit ihren Händen zu arbeiten, geistigen Thätigkeiten. Sie studierten die Natur und ihre Eigenschaften, die Bewegung der Körper und ihre Gesetze, die Mechanik und ihre Anwendung, und zogen aus ihren Untersuchungen fast unendliche Mittel zur Vermehrung der menschlichen Produktionskräfte. Diese Produktionsmittel fasst man heute unter dem Namen: Macht der Wissenschaft zusammen; sie helfen ein Werk fördern durch Kräfte, die mächtiger sind als wir, ein Werk, welches das Menschengeschlecht mit seinen eigenen Kräften nie hätte unternehmen können.

Drittes Kapitel.

Vermehrung der menschlichen Bedürfnisse innerhalb der Gesellschaft und Grenzen der Produktion.

Seitdem die Menschen sich zu Gesellschaften zusammengethan haben, seitdem sie gelernt haben, die Arbeiten zu teilen, hat sich die Arbeit auf Erden erheblich vermehrt, der Einzelne der sich nur mit einer einzigen Thätigkeit beschäftigte, hatte für diese eine ausserordentliche Geschicklichkeit erlangt, ein jeder benutzte zur Vermehrung seiner Arbeit die blinden Kräfte der Natur, die er verstanden hatte, sich dienstbar zu machen, ein Jeder hatte seine eigene Thätigkeit durch die Kräfte der Wissenschaft vervielfältigt, deren Gebrauch die Gelehrten ihm offenbart hatten. Während der Mensch im Zustande der Wildheit durch die Arbeit eines vollen Tages kaum seine dringendsten Bedürfnisse hatte befriedigen können, dürfte in der vollkommensten Gesellschaft ein Mensch auf hundert genügen, ja vielleicht auf tausend, um mit seiner Thätigkeit bei gleicher Emsigkeit eine Warenmenge hervorzubringen, gleich der, welche die hundert oder die tausend hätten erzeugen können, während alle Andern unthätig bleiben könnten. Es mag zugestanden werden, dass die Arbeiten des Ackerbaues nicht einer gleichen Ersparung an Handarbeit fähig sind.

Aber wenn die Fortschritte der Gesittung viel mehr Arbeit hervorgebracht haben, so haben sie auf der andern Seite auch viel mehr Ansprüche an den Absatz gestellt. Der Einzelmensch, welcher nur für sich arbeitete, konnte nur beschränkte Bedürfnisse und Genüsse haben; Nahrung, Kleidung, Wohnung waren ihm notwendig, aber er dachte weder daran,

seinen Geschmack zu verfeinern, und dadurch die Befriedigung dieser Bedürfnisse zu einem Genuss zu machen, noch an die künstlichen Bedürfnisse, welche die Gesellschaft ihm geben und deren Befriedigung ihm neue Genüsse verschaffen würde. Das Ziel des Einzelmenschen war lediglich, Vorräte anzuhäufen, um nachher ruhen zu können. Er hatte vor sich einen bestimmten Zweck bei der Anhäufung von Reichtümern; war dieser einmal erreicht, so wäre es von ihm Thorheit gewesen, noch mehr anzuhäufen, da er seinen Verbrauch nicht verhältnismässig hätte vermehren können. Aber die Bedürfnisse des Menschen in der Gesellschaft scheinen unbegrenzt, weil seine Arbeit ihm unbegrenzt wechselnde Genüsse darbietet, soviel Reichtum er auch angehäuft haben mag, er wird keine Gelegenheit haben zu sagen: es ist genug; immer wird er Mittel finden, den angehäuften Reichtum in Genuss umzusetzen, und sich wenigstens einbilden, dass er ihm notwendig sei.

Es ist indessen ein grosser Irrtum, in welchen die meisten der neueren Volkswirte verfallen sind, sich vorzustellen, dass der Verbrauch eine Macht ohne Grenzen sei, stets bereit, eine unendliche Produktion zu verschlingen. Sie hören nicht auf, die Völker zu neuer Produktion zu ermutigen, neue Maschinen zu erfinden, ihre Arbeitswerkzeuge zu vervollkommnen, damit die Menge der in einem Jahre geschaffenen Arbeit stets die des vergangenen Jahres übertreffe; sie kränken sich, wenn sie sehen, dass die Zahl der unproduktiven Arbeiter sich vermehrt, sie übergeben die Müssigen dem öffentlichen Unwillen, und in einer Bevölkerung, in der die Kräfte der Arbeiter sich verhundertfacht haben, möchten sie, dass jeder Arbeiter sei, dass jeder für seinen Lebensunterhalt arbeite.

Der Einzelmensch arbeitete zuerst, um der Ruhe

pflegen zu können, er häufte Reichtümer an, um sie im Nichtsthun zu geniessen; der Wunsch nach Ruhe ist dem Menschen angeboren, die Ruhe ist der Zweck und die Belohnung der Arbeit; die Menschen würden wahrscheinlich auf alle Vervollkommnungen in den Künsten verzichten, auf alle Genüsse, welche uns die Industrie bietet, wenn sie sie erkaufen müssten durch eine beständige Arbeit, wie die des Handwerkers. Die Teilung der Arbeit und der Stände hat nur die Rollen vertauscht, aber den Zweck der menschlichen Arbeit nicht verändert. Der Mensch unterzieht sich der Anstrengung nur, um nachher zu ruhen, er häuft nur an, um auszugeben, er begehrt der Reichtümer nur, um zu geniessen. Die Anstrengungen haben sich heute getrennt von ihrem Erfolge; es ist nicht der gleiche Mensch, der arbeitet und der sich der Ruhe hingiebt; sondern weil der Eine arbeitet, muss der Andere ruhen.*)

Schliesslich sind die Bedürfnisse des arbeitenden

*) Die Ruhe, von der wir hier sprechen, ist das Aufhören der Arbeit, welche dazu bestimmt ist, Reichtümer zu schaffen; man darf sie also nicht mit Müssiggang verwechseln. Fast alle körperlichen Übungen, die uns am angenehmsten sind, hören auf, es zu sein, wenn sie dem Gelderwerb dienen. Eine Thätigkeit, welche nicht zum Ziele einen Gewinn hat, kann somit einen Teil der Ruhe eines Reichen ausmachen, aber alle Übungen des Geistes sind überhaupt nur mit dieser Ruhe verträglich. Der Mensch häuft also an, um, während er die Früchte, die er angehäuft hat, verzehrt, im Stande zu sein, seinen Geist zu bilden und sein Gemüt zu erheben. Die Nation häuft an, um jedem ihrer Glieder die Ruhe zu geben, welche zur Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten nötig ist und einigen von ihnen die Möglichkeit zu geben, die menschliche Natur ihrer Vervollkommnung näher zu bringen. Wenn das ganze Volk arbeitete und nur arbeitete, würde das Ziel des Reichtums nicht erreicht werden; keine Ruhe würde es geben, weder zum Genuss, noch für die Vervollkommnung des Menschen; die Nation würde ihre materiellen Reichtümer vermehren, aber das Ziel den Mitteln opfern.

Menschen naturgemäss sehr beschränkt. Nach der ausserordentlichen Vermehrung der Produktivkräfte der Arbeiter würde man mit den Mitteln der ganzen Gesellschaft sehr bald für seine Nahrung, seine Wohnung, seine Bekleidung ausgesorgt haben. Wenn die ganze Bevölkernng arbeitete, wie dies die einzelnen Handwerker thun, wenn sie infolgedessen zehn Mal mehr an Nahrung, Wohnung, Bekleidung hervorbringen würde, als jeder von ihnen gebrauchen kann, mag man vielleicht denken, dass der Anteil eines Jeden dadurch grösser sein würde. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Jeder Arbeiter würde zu verkaufen haben wie zehn, aber nur zu kaufen haben wie einer. Jeder Arbeiter würde also um so viel schlechter verkaufen und um so viel weniger kaufen können; die Verwandlung der ganzen Bevölkerung in eine grosse Masse produzierender, stetig beschäftigter Arbeiter würde, weit davon entfernt, Reichtum zu schaffen, nur das Elend allgemein machen.*)

Wo es ein Übermass von Produkten giebt, muss die überschüssige Arbeit sich Gegenständen des Luxus zuwenden; der Verbrauch der notwendigen Gegenstände ist begrenzt, der der Luxusgegenstände ist es nicht. Man wird bald all die Kleider, die Schuhe, das Korn, das Fleisch, dessen die Handwerker bedürfen, produziert haben, wenigstens in der Menge, die sie heute bezahlen können. Aber selbst, wenn es durch eine gerechtere Organisation der Gesellschaft gelingen

*) Ich sehe hierbei von dem auswärtigen Handel ab. Wenn man diesen in Betracht ziehen will, so würde eine Nation thatsächlich die Lieferantin ihrer Nachbarnation werden können; aber meine Beweisführung wird auch für das ganze menschliche Geschlecht zutreffen oder doch wenigstens für den Teil desselben, welcher mit einander Handel treibt, und der heute gewissermassen nur einen einzigen Markt darstellt.

sollte, ihnen einen grösseren Anteil an den Reichtümern, die sie schaffen, zu wahren, so würden sie doch bald für die Genüsse gesorgt haben, die sich mit der Arbeit vereinigen lassen. Ohne Zweifel wird man nie dazu gelangen, die Arbeiter in einer Equipage in ihre Werkstatt zu befördern, oder ihnen Arbeitskleider aus Sammet oder Brokat zu geben: wenn dies das Ergebnis des Eifers zu produzieren sein sollte, den alle Schriftsteller nähren und den alle Regierungen ermutigen, würden die Arbeiter sehr schnell auf einen Luxus verzichten, welchen sie nur durch eine mühevolle Arbeit erkaufen könnten. Wenn man allen Flitter des Reichtums dem Handarbeiter bieten würde als Belohnung für eine ununterbrochene Arbeit, eine Arbeit von zwölf oder vierzehn Stunden täglich, so wie er sie heute ausübt, so würde wohl kaum ein Einziger zögern, weniger Luxus und mehr Erholung zu fordern, weniger leichtfertige Vergnügungen und mehr Freiheit. Diese Wahl wäre die der ganzen Gesellschaft, wenn die Lebensbedingungen in ihr einigermassen gleich wären. Kein Produzent, der aus seiner Betriebsamkeit Nutzen zieht, würde, wenn er den fast unmerklichen Genuss, welchen ihm schönere Kleider geben, mit der grösseren Arbeit, die sie ihn kosten, vergleicht, sie für diesen Preis kaufen wollen. Der Luxus ist nur möglich, wenn man ihn mit der Arbeit eines andern kauft, angestrengte Arbeit ohne Erholung ist nur möglich, wenn man sich nicht leichtfertigen Tand, sondern Lebensbedürfnisse verschaffen will.

Die unendliche Vervielfältigung der Produktivkräfte der Arbeit kann also nur die Vermehrung des Luxus oder der Genüsse der müssiggehenden Reichen zum Ziel haben. Der Einzelmensch arbeitete, um sich auszuruhen, der Mensch in der Gesellschaft arbeitet, damit irgendwer sich ausruhe; der Einzelmensch häufte

an, um später zu geniessen, der Mensch in der Gesellschaft sieht die Frucht seines Schweisses sich vermehren für den, welcher sie geniessen soll; aber von dem Augenblick an, wo er und seines gleichen mehr schaffen und unendlich mehr, als sie verzehren können, muss dasjenige, was sie schaffen zur Verzehrung bestimmt sein für Leute, die nicht seines gleichen sind und die nicht arbeiten.

So drängt der Fortschritt der Industrie, der Fortschritt der Produktion im Vergleich mit der Bevölkerung zur Vermehrung der Ungleichheit unter den Menschen. Je mehr Fortschritte eine Bevölkerung macht in den Künsten, in der Industrie, um so grösser ist das Missverhältnis zwischen der Lage derer, die arbeiten und derer die geniessen; je mehr die einen sich mühen, um so mehr Luxus stellen die andern zur Schau; wofern nicht der Staat durch Einrichtungen, welche dem rein wirtschaftlichen Ziele der Vermehrung der Reichtümer entgegengesetzt zu sein scheinen, ihre Verteilung verbessert und einen grösseren Anteil an den Genüssen denen gewährleistet, welche alle Mittel des Genusses schaffen. Die Einrichtung eines wöchentlichen Ruhetages gewährt den Armen, während er ihre Produktivkräfte vermindert, einen Teil an den Genüssen, welche sie für die Gesellschaft schaffen. Würde man den Ruhetag aufheben, so würde der produzierte Reichtum um ein siebentel wachsen: die Reichen würden mehr Luxus geniessen können, die Armen würden elender werden.

In demselben Geiste könnte der Gesetzgeber dem Armen noch einige andere Bürgschaften gegen die übermässige Konkurrenz gewähren. So wohlthätig die Einrichtung eines Ruhetages auch ist, so werden diese Bürgschaften von denen verurteilt, welche nichts kennen, als die Vermehrung der Reichtümer, während

sie die Billigung derer haben, welche diese Vermehrung nur dann für nützlich halten, wenn sie mit einem Mehr von Glück für alle Klassen der Bevölkerung verbunden ist.

Aber diese Reichen, welche die Früchte der Arbeit der Andern geniessen, können sie nur durch Tausch erlangen. Wenn sie indessen ihren Reichtum, den sie erworben und angehäuft haben, gegen diese neuen Erzeugnisse hergeben, welche der Gegenstand ihrer Wünsche sind, so scheint es, dass sie bald ihren Reservefond erschöpft haben würden; sie arbeiten nicht, haben wir gesagt, und sie können sogar nicht arbeiten; man sollte also glauben, dass sich mit jedem Tage ihre ursprünglichen Reichtümer vermindern, und dass, wenn ihnen nichts mehr geblieben sein wird, sie den Arbeitern, welche ausschliesslich für sie arbeiten, nichts mehr in Tausch zu bieten haben werden. Die Arbeiter werden, wie wir gesehen haben, sich niemals der Equipagen bedienen oder Sammetkleider tragen können; wenn die Reichen aufhören reich zu sein, nachdem sie ihren Reichtum verbraucht haben, werden die Wagenbauer und die Sammetfabrikanten im Elende umkommen.

Aber der Reichtum hat in der Gesellschaft die Eigenheit erworben, sich durch die Arbeit anderer wieder zu erzeugen, ohne dass sein Eigentümer dabei etwas zu thun nötig hat. Der Reichtum, wie die Arbeit und durch die Arbeit ergiebt eine jährliche Frucht, welche jedes Jahr vernichtet werden kann. ohne dass der Reiche ärmer wird. Diese Frucht ist das „Einkommen“ aus dem „Kapital“: der Unterschied zwischen dem Einen und dem Andern wird zur Grundlage der gesellschaftlichen Wohlfahrt. Die Produktion würde ihre Hemmung finden, wenn sie nicht mehr im Stande wäre, mit dem Einkommen in

Tauschverkehr zu treten. Wenn plötzlich alle Reichen beschlössen, von ihrer Arbeit zu leben, wie die Armen, und ihr ganzes Einkommen ihrem Kapital hinzuzufügen, würden die Arbeiter, welche auf den Austausch dieses Einkommens zu ihrem Lebensunterhalt angewiesen sind, der Verzweiflung überantwortet werden und Hungers sterben; wenn dagegen die Reichen sich nicht begnügten, von ihrem Einkommen zu leben, sondern auch noch ihr Kapital ausgäben, würden sie bald ohne Einkommen sein und der Austausch, der den Armen so notwendig ist, würde gleichfalls aufhören. Wir werden bald sehen, dass dies nicht die einzige verhängnisvolle Folge ist, die eine Vernichtung des Kapitals nach sich ziehen würde. So sollte die Produktion ihr Mass an dem Volkseinkommen finden, und die, welche zu einer unendlichen Produktion ermutigen, ohne sich Mühe zu geben, dieses Einkommen kennen zu lernen, drängen ein Volk zum Verfall, während sie glauben, ihm den Weg zum Reichtum zu öffnen.

Viertes Kapitel.

Wie das Einkommen aus dem Kapital entsteht.

Der Handel, wie man mit einem Worte die Gesamtheit des Austausches bezeichnet, machte die Beziehungen, welche zwischen der Erzeugung und der Verzehrung in Gütern bestehen, etwas verwickelter, aber er vermehrte zugleich seine Wichtigkeit, weit entfernt davon; sie zu vermindern. Ein jeder hatte damit begonnen, das zu erzeugen, was er selbst verwenden wollte, da er seine Bedürfnisse kannte, vermochte er danach seine Arbeit einzurichten. Aber seitdem Jeder für Alle arbeitete, musste die Produktion Aller von Allen verwendet werden, und jeder musste

bei seiner Produktion, die endgiltige Aufnahmefähigkeit der Gesellschaft, für die die Frucht seiner Arbeit bestimmt war, im Auge behalten: diese Aufnahmefähigkeit war ihm nur oberflächlich bekannt, aber sie war begrenzt; denn Jeder, um seine Ausgaben fortsetzen zu können, musste sich gewisse Beschränkungen auferlegen, und die Summe dieser Einzelausgaben war nichts anderes als die Summe der Ausgaben der Gesellschaft.

Die Unterscheidung zwischen Kapital und Einkommen, welche für den Einzelmenschen noch eine dunkle war, wurde somit in der Gesellschaft grundstürzend. Der Mensch in der Gesellschaft musste seine Bedürfnisse seinem Einkommen anpassen, und die Gesellschaft, von der er ein Teil war, musste dieselbe Regel befolgen; sie durfte und konnte nicht, ohne dem Untergang entgegenzugehen, jährlich mehr verzehren, als ihr jährliches Einkommen betrug. Wenn sie erst einmal ihr Kapital anriss, so zerstörte sie zugleich ihre Mittel, dasselbe zu erneuern und ihre Mittel künftiger Konsumption. Indessen war die Gesamtheit ihrer Produkte zur Verzehrung bestimmt, und wenn ihre jährlichen Produkte auf dem Markte, für den sie bestimmt waren, keine Abnehmer fanden, so war die Wiedererneuerung der Kapitalien gestört und die Bevölkerung ging mitten im Überfluss ihrem Untergange entgegen. Somit kommen wir der abstraktesten und schwierigsten Frage der Volkswirtschaft nahe.

Die Natur des Kapitals und des Einkommens vermengen sich in unserm Geiste fortwährend; wir sehen das, was für den einen Einkommen ist, zum Kapital für den andern werden, und denselben Gegenstand, während er aus einer Hand in die andere geht, nach und nach die verschiedensten Bezeichnungen

annehmen; während sein Wert, der sich von dem verzehrten Gegenstande ablöst, eine übersinnliche Menge scheint, welche der eine verausgabt und der andere austauscht, welche bei dem Einen mit dem Gegenstand selbst untergeht, und sich bei dem Andern wieder erneut und so lange andauert wie der Umlauf. Indessen, so schwer es ist, das Kapital der Gesellschaft von ihrem Einkommen zu unterscheiden, eben so wichtig ist es, diese Unterscheidung zu machen. Mehr als ein falsches System ist auf ihre Verwechselung begründet gewesen. Bald hat einer die Sparsamkeit empfohlen als ein Mittel zur Ermutigung der Industrie, bald hat man Steuern auf die Kapitalien gelegt, anstatt auf das Einkommen, und man hat wie Narren diejenigen verspottet, welche zur Wahrung des nationalen Kapitals sich auf die Fabel von der Henne mit den goldenen Eiern berufen haben.

Wir haben schon mehrfach gesagt, aller Reichtum sei das Produkt der Arbeit. Das Einkommen ist ein Teil des Reichtums, und muss deshalb mit ihm einen gemeinsamen Ursprung haben; es ist indessen üblich, drei Arten des Einkommens anzuerkennen, welche man Rente, Gewinn und Lohn nennt, und die drei verschiedenen Quellen entströmen der Erde, dem angesammelten Kapital und der Arbeit. Sieht man etwas näher zu, so erkennt man, dass diese drei verschiedenen Einkommen drei verschiedene Arten der Anteilnahme an den Früchten der menschlichen Arbeit sind.

Dank den Fortschritten des Gewerbfleisses und der Wissenschaft, welche dem Menschen alle Naturkräfte unterworfen haben, kann jeder Arbeiter jeden Tag mehr und mehr herstellen, als er zur Verzehrung bedarf. Aber zu der gleichen Zeit, in der seine Arbeit Reichtum schafft, würde der Reichtum, wenn

er ihn geniessen sollte, ihn wenig geschickt zur Arbeit machen; so bleibt der Reichtum fast nie in der Hand desjenigen, welcher seine Hände zu seinem Lebensunterhalt zu gebrauchen genötigt ist. Indessen tritt der Reichtum mit seiner Arbeit in Wettbewerb und der, welcher ihn besitzt, enthält dem Arbeiter für die Hilfe, die er ihm leistet, einen Teil dessen vor, was dieser Arbeiter über seinen Konsum hinaus geschaffen hat.

Im allgemeinen hat der Arbeiter das Eigentum an dem Grund und Boden nicht festhalten können; der Boden hat indessen eine Produktivkraft, welche die menschliche Arbeit sich begnügt hat, nach den Bedürfnissen des Menschen zu regeln. Derjenige, der den Boden besitzt, auf dem die Arbeit sich vollzieht, behält sich als Belohnung für die Vorteile, welche dieser Produktivkraft verdankt werden, einen Teil in den Früchten der Arbeit vor, an deren Erzeugung sein Grund und Boden mitgewirkt hat. Dies ist das Einkommen des Eigentümers, welches von vornherein auf die Arbeitserzeugnisse des Arbeiters gelegt wird, und welches ohne Wiedererneuerung verzehrt werden kann. Die Volkswirte nennen dies Rente.

Der Arbeiter hat in dem jetzigen Zustande der Civilisation das Eigentum an einem genügenden Vorrat von Gegenständen der Verzehrung sich nicht bewahren können, deren er während der Ausführung seiner Arbeit bis zu dem Zeitpunkte, zu welchem er einen Käufer für sie findet, bedarf. Er besitzt nicht mehr die Rohstoffe, welche oft von weither bezogen werden müssen, und welche er zur Ausführung seiner Arbeit bedarf. Noch weniger besitzt er die kostbaren Maschinen, welche seine Arbeit erleichtert und unendlich produktiver gemacht haben. Der Reiche, welcher diese Nahrungsmittel, diese Rohstoffe, diese Maschinen be-

sitzt, kann sich selbst der Arbeit enthalten, da er ja in gewissem Sinne Herr der Arbeit dessen ist, dem er die Mittel zur Arbeit liefert. Als Entgelt für die Vorteile, welche er dem Arbeiter zur Verfügung gestellt hat, nimmt er für sich vorweg den grössten Teil der Früchte der Arbeit. Dies ist der Nutzen des vorgeschossenen Kapitals oder das Einkommen des Kapitalisten.

Obgleich der Arbeiter durch seine tägliche Arbeit viel mehr hervorgebracht hat, als seine täglichen Ausgaben betragen, ist es doch selten, dass ihm nach der Teilung mit dem Eigentümer des Bodens und dem Kapitalisten viel über die genaue Notdurft verbleibt. Das was ihm indessen verbleibt, bildet sein Einkommen unter dem Namen des Lohns, er verzehrt es, ohne dass es sich erneuert.

Betrachten wir diese verschiedenen Arten des Einkommens von ihrer Entstehung und in ihrem Fortschreiten in einer Hauswirtschaft.

In den Augen des Einzelmenschen, bei dem wir zuerst die Bildung des Reichtums kennen gelernt hatten, war aller Reichtum nichts anders, als ein Vorrat, aufgesammelt für den Augenblick des Bedürfnisses. Indessen unterschied auch er schon zwei Dinge bei dieser Aufbewahrung; einen Teil, welchen er aufbewahrte, um ihn später für seinen unmittelbaren oder nahezu unmittelbaren Gebrauch zu verwenden und einen andern, den er bestimmt hatte zur Verwendung für eine neue Produktion. So sollte ein Teil seines Getreides ihn bis zur künftigen Ernte ernähren, ein andrer Teil, welchen er zur Aussaat bestimmt hatte, sollte im folgenden Jahre Frucht tragen. Die Bildung der Gesellschaft und die Einführung des Tausches gestattete fast bis ins Unendliche die Vermehrung

dieser Aussaat, dieses fruchtbringenden Teils des angesammelten Reichtums: dies heisst man Kapital.

Der Einzelmensch konnte nur den Boden und die Tiere mit für sich arbeiten lassen, aber in der Gesellschaft kann der reiche Mann den armen Mann für sich arbeiten lassen. Der Landbebauer, der alles Getreide zurückgelegt hatte, dessen er bis zur nächsten Ernte zu bedürfen glaubte, sah ein, dass es für ihn vorteilhafter wäre, den Überschuss seines Getreides dazu zu benutzen, um andere Menschen, die für ihn die Erde bearbeiteten und neues Getreide entstehen liessen, zu ernähren; ferner die, welche seinen Flachs spinnen und seine Wolle weben, die in seinen Bergwerken nach Erzen schürfen, endlich die, welche unter irgend einer Form aus seinen Händen Mittel zu leben nehmen, um ihm nach Ablauf einer gewissen Zeit einen viel grösseren Wert, der der Verzehrung zu dienen geeignet ist, zurückzugeben.

Bei dieser Thätigkeit tauschte der Landbebauer einen Teil seines Einkommens gegen Kapital ein, und so ist in der That der Vorgang, wie neues Kapital sich bildet. Das Korn, was er geerntet hatte über das hinaus, dessen er bei seiner eigenen Arbeit zur Ernährung bedurfte und über das hinaus, was er aussäen musste, um seinen Betrieb auf der alten Höhe zu erhalten, bildete einen Reichtum, welchen er fortgeben, verschwenden, im Müssiggang verbrauchen konnte, ohne dadurch ärmer zu werden, es war ein Einkommen, aber wenn er es nutzte zur Erhaltung von Neues schaffenden Arbeitern, oder es eintauschte gegen Arbeit oder gegen die Früchte von Arbeit seiner Handarbeiter, seiner Weber, seiner Bergleute, wurde es zu einem dauernden Werte, der sich vermehrte und nicht untergehen konnte: es wurde zum Kapital. Dieser Wert trennte sich von den Lebensmitteln, die ihn geschaffen hatten,

er blieb wie ein mystisches, schemenhaftes Etwas fortdauernd in Besitz desselben Landbebauers, für den er lediglich seine Gestalt wechselte. Zuerst war es Getreide, dann ein der Arbeit gleichkommender Wert, dann ein Wert, der sich in den Früchten dieser Arbeit ausdrückte, später ein Kredit demjenigen gegeben, welchem diese Früchte auf Zeit verkauft worden waren, dann Geld, dann wieder Getreide oder Arbeit. Alle diese sich folgenden Umwandlungen änderten nicht das Kapital, sie liessen es nicht aus den Händen desjenigen heraus, der es ursprünglich erspart hatte.

Zu gleicher Zeit hatte jede dieser Verwandlungen des Kapitals Anderen Unterhaltsmittel verschafft, die öfter untergingen, als Einkommen, ohne ein wirklicher Verlust zu sein. Ein Tausch setzt immer zwei Werte voraus, jeder kann ein verschiedenes Schicksal haben, aber die Eigenschaft als Kapital oder als Einkommen folgt nicht dem getauschten Gegenstande: sie haftet an der Person, die ihr Eigentümer ist. So ist die Arbeit für die Arbeiter nur Einkommen, sie haben sie gegen Getreide eingetauscht, welches dann für sie zu Einkommen wird; sie haben es verzehren können, ohne dass dadurch ein Verlust an Substanz entsteht, während ihre Arbeit für ihren Herrn zu Kapital geworden ist; dieser hat dagegen Früchte eingetauscht, z. B. Wollenstoffe, die er dem Kaufmann gegeben hat: zwischen ihnen hat sich ein Tausch von Kapital gegen Kapital vollzogen, jeder hat das seinige behalten, aber unter einer anderen Form. Der Kaufmann hat den wollenen Stoff einem Verbraucher verkauft, der sich daraus einen Rock hat machen lassen. Dieser hat den Stoff von seinem Einkommen gekauft: er kann ihn also verbrauchen, ohne an der Substanz eine Einbusse zu erleiden, aber der Teil dieses Einkommens, den er dem Kaufmann gegeben hat, ist für diesen ein Teil seines Kapitals geworden.

Da einzig und allein die Arbeit fähig ist, Reichtum zu schaffen, dadurch dass sie Gegenstände zum Gebrauch des Menschen herstellt, so muss jedes Kapital ursprünglich dazu dienen, Arbeit auszulösen; denn jeder Reichtum, welchen man nicht vernichten will, muss gegen einen künftigen Reichtum getauscht werden, den die Arbeit herstellen soll. Der Lohn war der Preis, gegen den der reiche Mann von dem Armen Arbeit eintauschte. Die Teilung der Arbeit hat die Verschiedenheit der Arbeitsbedingungen geschaffen. Bei jeder neuen Generation erblickten mehr Menschen das Licht der Welt, die kein anderes Einkommen hatten als ihre Arbeit: sie mussten sich deshalb der Art von Arbeit unterziehen, die ihnen angeboten wurde. Wer sich aber damit begnügt hatte, eine ganz einfache Arbeit in einer Werkstatt zu machen, hatte sich damit in die Abhängigkeit dessen begeben, der ihn beschäftigte. Er schaffte nicht mehr ein vollständiges Werk, sondern nur einen Teil desselben, für welchen er der Hilfe anderer Arbeiter bedurfte, ebenso wie der Rohstoffe, der Arbeitswerkzeuge, endlich des Kaufmanns, der sich mit dem Tausch der Sache befasste, bei deren Fertigstellung er sich beteiligt hatte. Wenn er mit dem Leiter der Werkstatt über den Tausch seiner Arbeit gegen Unterhaltsmittel verhandelte, war seine Lage stets eine unvorteilhafte; er brauchte viel nötiger diese Unterhaltsmittel und die Schwierigkeit, sie sich zu beschaffen, war viel grösser, als die Schwierigkeit, Arbeit zu kaufen, für den Unternehmer. Er braucht Lebensmittel, um zu leben, der Unternehmer Arbeit, um zu verdienen; so beschränkt sich sein Verlangen fast immer auf das dringend Notwendige, ohne die er die Arbeit, die er anbietet, überhaupt nicht leisten kann, während der Unternehmer den ganzen Vorteil von dem Wachsen

der Produktivkräfte hat, das die Teilung der Arbeit bewirkt hat.

Die Abhängigkeit der Arbeiter, der elende Zustand derer, die den Nationalwohlstand schaffen, sind mit dem Wachsen der Bevölkerung immer grösser geworden; die Zahl derer, die kein anderes Einkommen haben, als ihre Arme und die nach Arbeit verlangen, ist stetig gewachsen, so dass sie immer mehr genötigt sind, jede Arbeit, die sich ihnen bietet, anzunehmen, sich allen Bedingungen, die ihnen auferlegt werden, zu unterwerfen und ihren Lohn auf das dringend Nötige herabdrücken zu lassen. Der Nutzen des Unternehmers ist nichts als ein Raub an dem Arbeiter, er gewinnt nicht, weil sein Unternehmen viel mehr einbringt, als es kostet, sondern weil er nicht bezahlt, was es kostet, weil er dem Arbeiter einen genügenden Entgelt für seine Arbeit nicht gewährt. Eine solche Industrie ist ein gesellschaftliches Übel, sie stösst diejenigen, welche arbeiten, in das äusserste Elend, während sie nur den gewöhnlichen Kapitalsnutzen dem Leiter zu gewähren vorgiebt.

Jedesmal, wenn der Reiche einen Nutzen aus der Arbeit eines Andern zieht, befindet er sich in jeder Hinsicht in der Lage des Landbebauers, der den Boden besät. Der Lohn, den er seinen Arbeitern bezahlte, war auch ein Samenkorn, das er ihnen anvertraute und das in bestimmter Zeit Früchte tragen sollte. Gerade wie der Landbebauer wusste er, dass dieses Samenkorn ihm eine Ernte bringen würde, hier das von seinen Arbeitern geschaffene Werk, und dass er in dem Ergebnis dieser Ernte einen Wert wiederfinden würde, der dem Samenkorn entspricht oder dem ganzen Kapital, welches er auf die Ausführung gewandt hatte, und welches für ihn eine unveräusserliche Menge blieb; ausserdem einen Überschuss an Produkten, den er seinen Nutzen nennt

und der sein Einkommen bildet. Dieser Letztere, der sich jährlich aus einem gleichen Reichtum neu gebiert, konnte verzehrt oder zerstört werden, ohne dass er wieder hervorgebracht wurde und ohne dass deshalb sein Eigentümer ärmer wurde.

Der Unternehmer, ebenso wie der Landbebauer, verwendet nicht seinen ganzen produktiven Reichtum auf die Aussaat; einen Teil verwendet er auf Gebäude, auf Maschinen, auf Werkzeuge, welche die Arbeit leichter und fruchttragender machen; ebenso wie ein Teil des Reichtums des Landbebauers den dauernden Arbeiten zufliesst, welche den Boden fruchtbarer machen. So sehen wir die verschiedenen Arten des Reichtums entstehen und sich nach und nach trennen. Ein Teil des Reichtums, den die Gesellschaft aufgehäuft hat, wird von jedem seiner Inhaber dazu verwandt, die Arbeit lohnender zu machen dadurch, dass er nach und nach aufgezehrt wird, ferner dazu, den blinden Naturkräften die Arbeit des Menschen zu übertragen; dies nennt man das feststehende Kapital und versteht darunter den Neubruch, die Kanäle zur Bewässerung, die Fabriken und die Maschinen jeder Art. Ein anderer Teil des Reichtums ist dazu bestimmt, verzehrt zu werden, um sich in dem Werk, welches er geschaffen hat, zu erneuern, ohne Aufhören seine Gestalt zu wechseln, dabei aber seinen Wert zu bewahren; dieser Teil, den man das umlaufende Kapital nennt, begreift in sich die Aussaat, die zur Verarbeitung bestimmten Rohstoffe und die Löhne. Ein dritter Teil des Reichtums endlich löst sich von diesem zweiten ab: der Wert, um den das fertige Werk die darauf gemachten Vorschüsse übersteigt: dieser Wert, welchen man das Einkommen von dem Kapital genannt hat, ist dazu bestimmt, ohne Wiedererzeugung verzehrt zu werden; zum letzten Mal wird er umgetauscht, ehe er verzehrt

wird, gegen das, was ein Jeder für seinen Gebrauch bedarf. Die Summe aller der Dinge, die Jeder dazu verwendet, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, Dinge, die für ihn sich nicht wiedererzeugen, und die er für sein Einkommen gekauft hat, bezeichnet man mit dem Namen Vorrat für die Konsumption.

Es ist wesentlich, dass man sich klar macht, dass alle diese drei Arten von Reichtum zur Verzehrung bestimmt sind, denn alles, was geschaffen ist, hat für den Menschen nur Wert, wenn er es für seine Bedürfnisse verwenden kann, und diese Bedürfnisse werden nur durch die Verzehrung befriedigt. Aber das feststehende Kapital wird nur indirekt verwendet; es wird langsam verzehrt, um das wieder zu erzeugen, was der Mensch seinem Bedürfnis zuwendet; das Umlaufkapital hört im Gegenteil nicht auf, direkt für den Gebrauch verwendet zu werden. Es dient dem Fonds, welcher zur Ernährung des Arbeiters bestimmt ist, in Form des Lohnes, welchen er im Tausch gegen die Arbeit erhält, die sein Einkommen bildet; ist die Thätigkeit beendet, und hat es sich wieder erneut, so geht es zum Fonds der Ernährung einer anderen Menschenklasse über, zu dem des Käufers, welcher es sich durch ein beliebiges Einkommen verschafft hat. Jedes Mal, wenn eine Sache verzehrt wird, giebt es immer einen, für den sie nicht wiederkehrt, zu gleicher Zeit kann es aber auch einen andern geben, für den sie verzehrt wird und sich doch wieder erneut.

Diese Bewegung des Reichtums ist vollständig abstrakt und verlangt eine so gespannte Aufmerksamkeit zu seinem Verständnis, dass wir es für nötig erachten, ihm in der einfachsten aller Behandlungen nahezutreten, indem wir unsere Blicke auf eine Einzelfamilie richten. Ein einsamer Farmer in einer entfernten

Kolonie am Saum der Wüste hat in einem Jahre hundert Sack Getreide geerntet: kein Markt ist in der Nähe, wohin er sie bringen kann; auf alle Fälle muss dieses Getreide binnen Jahresfrist verzehrt werden, wenn es Wert für den Farmer haben soll; aber dieser kann mit seiner ganzen Familie nicht mehr als dreissig Sack verzehren; dies wird sein Aufwand sein, der Tausch seines Einkommens, diese dreissig Sack erzeugen sich für Niemanden wieder. Er wird dann Arbeiter heranziehen, er wird sie Wälder ausroden, Sümpfe in seiner Nachbarschaft trocken legen und einen Teil der Wüste unter Kultur setzen lassen. Diese Arbeiter werden weitere dreissig Sack Getreide aufessen; für sie wird dies ein Aufwand sein, sie sind im Stande, diesen Aufwand zu machen als Preis ihres Einkommens, will sagen ihrer Arbeit; für den Farmer wird es ein Tausch sein, er wird diese dreissig Sack in fixes Kapital verwandelt haben. Es bleiben ihm nun noch vierzig Sack; diese wird er in diesem Jahre aussäen, anstatt der zwanzig, die er im vorigen Jahre gesät hat, dies wird sein Umlaufkapital sein, welches er verdoppelt hat. So sind die hundert Sack verzehrt worden, aber von diesen hundert sind siebzig für ihn sicher angelegt worden, welche erheblich vermehrt wiedererscheinen, die einen in der nächsten Ernte, die andern in den darauf folgenden Ernten. Die Vereinzelung des Farmers, den wir als Beispiel gewählt haben, lässt uns die Schranken einer solchen Thätigkeit noch besser erkennen. Wenn er in diesem Jahre nur sechzig Sack von den hundert, die er geerntet, hat verzehren können, wer wird im folgenden Jahre die zweihundert Sack essen, welche durch die Vermehrung seiner Aussaat gewonnen worden sind? Man wird sagen: seine Familie, welche sich vermehrt hat. Gewiss, aber die menschlichen Generationen

vermehren sich nicht so schnell, als die Unterhaltsmittel. Wenn unser Farmer genug Arme hätte, um jedes Jahr die ebenerwähnte Thätigkeit zu verdoppeln, würde sich seine Getreideernte jedes Jahr verdoppeln, während sich seine Familie höchstens alle fünfundzwanzig Jahre verdoppeln könnte.

Wir haben drei Arten von Reichtum in einer Einzelfamilie unterschieden; versuchen wir jetzt jede Art in Hinblick auf das ganze Volk zu betrachten, und sehen wir zu, wie das Einkommen des Volkes aus dieser Teilung entsteht.

Ebenso, wie der Farmer einer ersten Arbeit bedurfte, um Bäume zu fällen oder Sümpfe auszutrocknen, um sie unter Kultur zu setzen, so bedarf es für jede Art von Unternehmen einer ersten Arbeit, um die Wiedererzeugung des Umlaufskapitals zu erleichtern und zu vermehren. Man muss eine Mine eröffnen, um die Mineralien schürfen zu können, man muss Wasser in die Kanäle leiten, muss Mühlen oder Werke bauen, bevor man mit ihnen arbeiten kann, muss Fabriken bauen, Handwerke ausüben lassen, bevor man Wolle, Hanf oder Seide weben kann; dieser erste Vorschuss wird stets durch eine Arbeit ausgefüllt, diese Arbeit bedingt stets einen Lohn, und dieser Lohn wird immer eingetauscht gegen die Lebensnotdurft, die die Arbeiter während der Ausführung der Arbeit verzehren. So wird ein Teil der jährlichen Konsumtion in dauernde Einrichtungen umgesetzt, die geeignet sind, die Produktivkräfte späterer Arbeit zu verzehren und die wir feststehendes Kapital genannt haben. Diese Einrichtungen selbst werden alt, verfallen und werden langsam aufgezehrt, nachdem sie lange Zeit dazu beigetragen haben, die jährliche Produktion zu vermehren.

Ebenso wie der Farmer des Samens bedurft hatte, der, wenn er der Erde anvertraut ist, in der Ernte verfünffacht wiedererscheint, so bedarf jeder Unternehmer nützlicher Arbeiten der Rohstoffe zur Verarbeitung und der Löhne, welche der Lebensnotdurft entsprechen, deren die Arbeiter während ihrer Arbeit bedürfen. Seine Thätigkeit beginnt somit mit einer Verzehrung, der eine grössere Wiedererzeugung folgen muss; denn diese Wiedererzeugung muss entsprechen den Rohstoffen, welche verarbeitet sind, den Nahrungsmitteln, welche die Arbeiter während ihrer Arbeit verzehrt haben, einem Anteil an der Verminderung, die die Werke und die feststehenden Kapitalien während der Produktion erfahren haben, endlich dem Nutzen aller derer, welche zur Arbeit beigetragen haben und die die Mühen und das Risiko nur in der Hoffnung eines entsprechenden Nutzens übernommen haben. Der Farmer säte zwanzig Sack Getreide aus, um hundert zu ernten; der Fabrikant muss eine ganz ähnliche Berechnung machen; und wie der Farmer in seiner Ernte nicht nur seine Aussaat wiederfinden muss, sondern auch die Entlohnung für alle seine Arbeit, ebenso muss der Fabrikant in seiner Wiedererzeugung nicht nur die Rohstoffe wiederfinden, sondern auch alle Löhne seiner Arbeiter, die Zinsen und den Nutzen seines feststehenden Kapitals, die Zinsen und den Nutzen seines umlaufenden Kapitals.

Endlich kann der Farmer wohl jedes Jahr seine Aussaat vermehren, aber er darf nicht aus dem Auge verlieren, dass er nicht sicher ist für seine Ernten, wenn sie sich in demselben Verhältnis vermehren, stets Menschen zu finden, die sie essen können. Der Fabrikant, der jedes Jahr seine Ersparnisse dazu benutzt, seine Produktion zu vermehren, darf ebensowenig die Notwendigkeit aus dem Auge verlieren,

Käufer und Abnehmer für die wachsenden Erzeugnisse seiner Werkstätten zu suchen.

Da der für die Verzehrung bestimmte Vorrat nichts mehr produziert und jeder unaufhörlich dahin arbeitet, sein Vermögen zu erhalten und zu vermehren, so beschränkt auch jeder seinen für die Verzehrung beschränkten Vorrat; und anstatt, dass er in seinem Hause Vorräte aufspeichert, die der Gesamtheit seines jährlichen Einkommens gleichkommen, welches Einkommen nach und nach in diesen Fonds übergehen muss, vermehrt er lieber, wenigstens zeitweise, sein stehendes oder umlaufendes Kapital, um den Betrag, dessen er nicht zu sofortigen Ausgaben bedarf. In der heutigen Gesellschaft ruht ein Teil des dem Verbrauche gewidmeten Vorrats in den Händen der Kleinhändler, die jedem Käufer die Beschaffung seiner Bedürfnisse erleichtern. Ein anderer, der bestimmt ist, sich nur sehr langsam aufzuzehren, wie Häuser, Möbel, Wagen, Pferde, ist im Besitz von Leuten, welche ein Geschäft daraus machen, diese Gegenstände zu verleihen, ohne ihr Eigentumsrecht daran aufzugeben. Ein ansehnlicher Teil des Wohlstandes gerade der reichen Völker wächst stetig dem zur Verzehrung bestimmten Vorrat zu, aber trotzdem er seinen Besitzern Gewinn bringt, hat er doch aufgehört, ein Teil der nationalen Reproduktion zu sein.

Fünftes Kapitel.

Teilung des Nationaleinkommens unter die verschiedenen Klassen der Bürger.

Wir haben gesagt, dass die Arbeit drei dauernde Quellen des Reichtums in der Gesellschaft geschaffen hat, aus welchen drei verschiedene Arten von Einkommen

entstanden sind. Die erste dieser Quellen ist der Boden, dessen selbstthätige Kraft ständig geneigt hervorzubringen, nur zum Vorteil des Menschen gelenkt zu werden braucht: diese Richtung erhält er von der Arbeit. Das für Lohnzahlungen verwendete Kapital ist die zweite Quelle. Das Leben, welches die Fähigkeit zu arbeiten gewährt, ist die dritte. So haben alle diese drei Quellen einen direkten Zusammenhang mit der Arbeit und ohne Arbeit giebt es keinen Reichtum.

Der Boden als Quelle des Einkommens hat Beziehungen, welche leicht zu begreifen sind, mit dem stehenden Kapital, den Maschinen, den Mühlen, den Eisenwerken, den Minen, deren Besitz ebenfalls ein Einkommen gewährt, welches nicht anders als durch die Arbeit des Menschen hervorgerufen werden kann. Der Boden unterstützt genau wie das Werkzeug diese Arbeit und macht sie produktiver; die Früchte dieser Arbeit umfassen nebst den Löhnen des Arbeiters in einem Fall die Entlohnung für die Erde, im andern Fall die Entlohnung für das Werkzeug, welche beide wie menschliche Wesen gearbeitet haben.

Aber die Fähigkeit des Werkzeugs zu produzieren, wird lediglich einer früheren Arbeit des Menschen verdankt, welche es ganz und gar geschaffen hat. Die Produktivkraft des Bodens wird nur zum Teil einer frühern Arbeit verdankt, welche ihn eingezäunt hat, welche ihn entwässert hat, welche ihn geschickt gemacht hat zu produzieren, sobald die jährliche Arbeit ihn befruchtet hat. Ausserdem giebt es in dem Boden, sowie in der Natur eine Produktivkraft, welche nicht von dem Menschen herstammt, welche er sich aber zu eigen gemacht hat, lediglich als Entgelt für die Mühe, die er sich giebt, sie zu leiten. Hieraus haben die Volkswirte geschlossen, dass die Arbeit, welche bestimmt ist, die Erde fruchttragend zu

machen, bei weitem produktiver sei, als irgend eine andre, da ihr eine Hilfe erwächst von einer selbständigen Kraft, welche der Mensch nur nötig hat, zum Erwachen zu bringen. Dessenungeachtet setzen die Maschinen ihrerseits Kräfte in Bewegung, die weit über die Kräfte des Menschen gehen, die Bewegung der Luft, des Wassers, des Dampfes; und ihre Produkte, wenigstens da, wo der Boden zum Eigentum geworden ist, gewähren erheblich grössern Nutzen als die der Landwirtschaft. In den Kolonien, wo der Boden demjenigen gehört, der von ihm Besitz ergreifen will, ist die Bodenbearbeitung der vorteilhafteste Betrieb, da sie der erste ist, dessen die Gesellschaft bedarf.

Im Gegensatz zu dem Boden könnte man die beiden andern Quellen des Reichtums zusammennehmen, das Leben, welches die Fähigkeit zu arbeiten giebt, und das Kapital, das die Arbeit entlohnt. Wenn diese beiden Kräfte vereinigt sind, besitzen sie zusammengenommen die Fähigkeit, sich auszudehnen, und die Arbeit, die der Arbeiter in einem Jahre macht, wird immer mehr wert sein als die Arbeit des vergangenen Jahres, durch welche dieser Arbeiter sich erhalten hat. Wegen dieses Mehrwertes, welcher um so grösser ist, je grössere Fortschritte die Künste oder die Wissenschaften in ihrer Anwendung auf die Künste gemacht haben werden, gewährt die Industrie ein stetes Wachsen der Reichtümer. Dieses Anwachsen kann entweder das Einkommen der arbeitenden Klassen bilden oder ihren Kapitalien hinzugefügt werden. Im Allgemeinen aber ist das Kapital, das die Arbeit entlohnt und sie erst möglich macht, nicht in den Händen dessen geblieben, der arbeitet. Hieraus hat sich eine mehr oder weniger ungleiche Teilung zwischen dem Kapitalisten und dem Arbeiter entwickelt, eine Teilung, bei welcher der Kapitalist bemüht ist, dem Arbeiter

nur genau das zu lassen, was er zu seinem Lebensunterhalt bedarf und sich selbst alles das zu wahren, was der Arbeiter über den Wert dieses Lebensunterhalts hinaus geschaffen hat. Der Arbeiter seinerseits kämpft, um sich einen etwas erheblicheren Teil von der Arbeit, welche er vollendet hat, zu erhalten.

Um diesen Kampf zu verstehen, deren Ergebnisse von grosser Wichtigkeit sind, wird es das einfachste sein, von allen Arbeitern abzusehen, welche zu gleicher Zeit Kapitalisten sind, sowie von allen Kapitalisten, die zu gleicher Zeit Arbeiter sind; sie werden der einen oder der andern Partei zuneigen, je nachdem das Einkommen aus ihrer Arbeit oder aus ihren Kapitalien grösser ist. Wir müssen ferner absehen von der wesentlichen Verschiedenheit, die wir zwischen dem Einkommen vom Boden und dem vom Kapital aufgezeigt haben. Ebenso das Kapital wie die Arbeit haben das Erstere dem Boden entrissen, denn die Farmer, die Unternehmer ländlicher Arbeiten, sind Kapitalisten. Sie stehen ihren Arbeitern gegenüber genau so, wie die städtischen Kapitalisten; sie geben ihnen den Vorschuss, der zu ihrem Unterhalt notwendig ist, bemühen sich aber dann den ganzen Nutzen ihrer Arbeit für sich zu behalten und dem Arbeiter nur den Teil zu überlassen, der zur Erhaltung des Lebens und der Rüstigkeit zu neuer Arbeit erforderlich ist!

Unter diesem zweiten Gesichtspunkte besteht das Nationaleinkommen aus zwei Teilen: der eine begreift die jährliche Produktion, dies ist der Nutzen, welcher aus dem Reichtum entsteht, der zweite ist die Fähigkeit zu arbeiten, die sich aus dem Leben selbst ergiebt. Unter dem Namen Reichtum verstehen wir jetzt ebenso das Grundeigentum wie das Kapital, und unter dem Namen Nutzen begreifen wir ebenso das Nettoeinkommen, welches den Eigentümern gegeben wird, wie den Ge-

winn des Kapitalisten. Die Ersten nehmen an dem Kampfe keinen Teil, das Ergebnis dieses Kampfes bestimmt die Rente, die ihnen abgezogen von dem Kapitalsnutzen überwiesen wird.

Ebenso besteht die jährliche Produktion oder das Ergebnis aller Jahresarbeiten aus zwei Teilen, der eine, von dem wir soeben gesprochen haben, ist der Nutzen, der sich aus dem Reichtum ergiebt, der andere ist die Fähigkeit zu arbeiten, den wir dem Teil des Reichtums gleichsetzen, gegen welchen er in Tausch gegeben wird, oder den Unterhaltsmitteln der Arbeiter.

So halten sich das Nationaleinkommen und die jährliche Produktion gegenseitig die Wage und scheinen quantitativ gleich. Die ganze jährliche Produktion wird jährlich verzehrt, aber da dies zum Teil durch Arbeiter geschieht, welche ihre Arbeit dagegen in Tausch geben, verwandeln sie sie in Kapital und erzeugen sie aufs Neue; der andere Teil wird von den Kapitalisten, welche ihn gegen ihr Einkommen eintauschen, verbraucht. Andererseits darf man nicht vergessen, dass die Fähigkeit zu arbeiten am Reichtum nicht gemessen werden kann. Der Lohn stellt nicht eine absolute Menge von Arbeit dar, sondern nur eine Menge von Lebensmitteln, die zum Unterhalt der Arbeiter im vergangenen Jahre genügend gewesen ist. Dieselbe Menge von Unterhaltsmitteln wird im folgenden Jahre eine mehr oder minder grosse Menge von Arbeit in Bewegung setzen und aus dieser Schwankung in dem Verhältnis zwischen diesen beiden Werten ergiebt sich die Vermehrung oder die Verminderung des Nationalreichtums, das Wohlbefinden oder das Elend der arbeitenden Klasse, die Vermehrung oder der Untergang der Bevölkerung.

Man muss sich auch noch vergegenwärtigen, dass

das Nationaleinkommen aus zwei Mengen besteht, einer vergangenen und einer gegenwärtigen, oder wenn man will, aus einer gegenwärtigen und einer zukünftigen. Die eine, der Nutzen des Reichtums, ist thatsächlich in den Händen derer, welche verzehren wollen, und sie entsteht aus den Arbeiten des vergangenen Jahres; die andre, der Wille und die Fähigkeit zu arbeiten, wird zu einem wirklichen Reichtum nur nach Massgabe der Darbietung der Gelegenheit zur Arbeit, und diese Fähigkeit wird sofort gegen Unterhaltsmittel eingetauscht. Die Gesamtheit des jährlichen Einkommens ist dazu bestimmt, gegen die Gesamtheit der jährlichen Produktion eingetauscht zu werden. Durch diesen Tausch sorgt jeder für seine Ernährung, ersetzt jeder ein Reproduktivkapital, macht jeder Platz und bewirkt Nachfrage für eine neue Produktion. Wenn das jährliche Einkommen nicht die Gesamtheit der jährlichen Produktion kaufen würde, ein Teil dieser Produktion somit unverkauft bliebe, würde dieser die Magazine der Produzenten anfüllen, ihre Kapitalien lahm legen und die Produktion zum Stillstand bringen.

Wenn diejenigen, deren Einkommen in dem Nutzen des Reichtums besteht, derartige Verluste erleiden, dass dieser Nutzen nicht zu ihrem Lebensunterhalt ausreicht oder sie sich verschwenderischen Gewohnheiten und Ausschweifungen überlassen, welche sie veranlassen, ihre Ausgaben zu vermehren, ohne dass ihr Einkommen zunimmt; wenn sie endlich aus irgend einer Ursache für ihren Unterhalt mehr aufwenden, als ihr Einkommen beträgt, so können sie dieses Mehr nur von ihrem Kapital nehmen; in diesem Falle würden sie für ein Jahr das Einkommen der arbeitenden Klassen vermehren, sie würden es aber um ebenso viel in den folgenden Jahren vermindern, denn alles was sie Kapital nennen, muss gegen Arbeit

eingetauscht werden, welches das Einkommen dieser Klasse bildet. Der Reiche schreibt dem Armen Gesetze vor; wenn er sein Kapital aufzehrt, richtet er sich zu Grunde, und sein eigenes Interesse sollte ihn davon abhalten; aber wenn er für dieses Interesse seine Augen verschliesst, wenn er sein Kapital aufzehrt, so ist der Rest dieses verminderten Kapitals alles, was der Arme als Preis für die Arbeit des folgenden Jahres empfangen wird. Das Einkommen des Armen ist wohl das nämliche, denn er hat noch dieselbe Kraft zu arbeiten, aber die Schätzung der Arbeit ist nicht mehr die gleiche. Solange der Verschwender sein Kapital wie ein Einkommen aufisst, giebt er der arbeitenden Klasse als Entgelt für alle gethane Arbeit einen grössern Teil in der jährlichen Produktion. Wenn der Verschwender sein Kapital erschöpft hat und kein Einkommen mehr hat, ist der Teil der jährlichen Produktion, den die arbeitende Klasse als Tausch gegen ihre ganze Arbeit erhält, um ebenso viel vermindert: für ihre Arbeit erhält sie weniger Unterhaltsmittel.

Wenn der Reiche im Gegenteil von seinem Einkommen Ersparnisse macht und diese seinem Kapital hinzufügt, nimmt er für sich einen geringeren Teil der jährlichen Produktion und lässt davon einen grössern zum Tausch gegen Arbeit: soviel er sein Einkommen eingeschränkt hat, um ebensoviel ist das Einkommen des Armen vermehrt worden; nicht nur, weil er einen grösseren Teil von Unterhaltsmitteln in Tausch gegen seine Arbeit erhält, sondern auch, weil diese Arbeit beträchtlicher ist. Wenn die Bevölkerung nicht der Vermehrung der Arbeit gewachsen ist, so vermehrt sich die Bevölkerung bald im Verhältnis zur Vermehrung des Lohns; denn es ist lediglich das Elend, welches die Vermehrung der menschlichen Rasse hindert, Sobald das Elend sich vermindert, bleiben die Kinder.

welche sonst im jugendlichen Alter gestorben wären, am Leben und freuen sich des neuen Überflusses. Die Ehelosen, welche keine Kinder gehabt haben würden, verheiraten sich, zeugen Kinder und lassen sie aus der Nachfrage nach Arbeit Nutzen ziehen.

Der Reiche sorgt also für das Wohl des Armen, wenn er an seinem Einkommen Ersparnisse macht und sie seinem Kapital hinzufügt, denn indem er selbst die Teilung der jährlichen Produktion vornimmt, bewahrt er alles das, was er Einkommen nennt, auf, um es selbst zu verbrauchen, dagegen überlässt er alles das, was er Kapital nennt, dem Armen als Einkommen. Aber der Reiche, der diese Teilung vornimmt, muss stets noch einen andern Gesichtspunkt haben, nämlich den, niemals eine Arbeit zu ermutigen, für die eine Nachfrage nicht besteht. Denn das Produkt der Arbeit, welche ohne Berechtigung angefertigt worden ist, wird sich entweder gar nicht oder nur schlecht verkaufen. So wird sich der Nutzen, welchen man für das folgende Jahr erwartete, vermindern oder gar zu einem Verlust werden, und die einmal vorhandene, auf ihre Arbeit angewiesene Bevölkerung, die kein anderes Einkommen hat, als ihre Arme, wird er der Unterhaltsmittel beraubt haben, auf die er ihr in Austausch für ihre Arbeit Hoffnung gemacht hat.

Durch seine Verschwendung kann der Reiche ein ganz ähnliches Ergebnis erzielen. Wenn er sein Kapital neben seinem Einkommen aufgebraucht hat, hat er eine grössere Menge von Arbeit beansprucht und dafür einen erheblich grösseren Lohn aufgewendet; aber nachdem er auf diese Weise in der Arbeiterklasse eine Vermehrung der Bevölkerung veranlasst hat, entzieht er ihr plötzlich ihr Einkommen, da er ja selbst sein Kapital aufgezehrt hat. Man hat selten Gelegenheit, derartige Strömungen nach dem Untergang

eines Verschwenders zu beobachten, weil im Allgemeinen die Sparsamkeit des Einen der Verschwendung des Andern die Wage hält; aber wenn der Staat selbst seine Kapitalien aufzehrt, wie dies beispielsweise in Kriegszeiten vorkommt, in welchen grosse Anleihen für die Bedürfnisse eines Jahres aufgewendet werden, so beginnt er damit, ein einseitiges Wohlbefinden zu verschaffen, so lange er aus dem Kapital der Anleihen Ausgaben bestreiten kann, aber bald bringt er die Bevölkerung in die grösste Not, die er mittelst dieses Kapitals hat entstehen lassen, die er mit diesem Kapital ernährt hat, wenn er anfängt, seine Schulden zu bezahlen, anstatt neue zu machen.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über die Teilung des Einkommens erscheint es angethan, es in seiner Verteilung unter alle Zweige der Gesellschaft zu verfolgen.

Nachdem der Farmer von seiner Ernte Saatkorn vorweggenommen hat, welches dem des vergangenen Jahres entspricht, findet er in ihr noch den Teil, welcher für die Ernährung seiner Familie bestimmt ist; er eignet ihn sich an und verzehrt ihn in Austausch gegen sein Einkommen, welches in seiner Jahresarbeit bestanden hat; er findet in ihr ausserdem den Teil, welcher zur Nahrung seiner Hilfsarbeiter gedient hat, ebenfalls in Tausch gegen ihre Arbeit; er findet ferner den Teil, welcher zur Entschädigung des Eigentümers des Bodens bestimmt ist, welcher ein Recht auf dieses Einkommen durch die Rodungsarbeiten erworben hat, oder einfach durch die Beschlagnahme eines herrenlosen Landes; er findet endlich den Teil, mit welchem er die Zinsen seiner Schulden bezahlen muss oder mit dem er den Gebrauch seines eignen Kapitals bezahlt: dies ist ein Einkommen, auf welches er durch die erste Arbeit, dem sein Kapital die Entstehung verdankt, ein Recht

erworben hat. Noch einen fünften Teil könnte man als Ergebnis der jährlichen Produktion seiner Felder hinzufügen, nämlich die Zuteilung, welche er Allen denen geben muss, die seine Rechte, seine Person und die Gesellschaft beschützen. Alle diese Hüter, Obrigkeit, Soldaten, Rechtsgelehrte, Ärzte erlangen hierauf ein Recht durch eine Arbeit, welche nicht produktiv ist oder wenigstens keine Spuren hinterlässt.

Ebenso findet der Fabrikant in dem jährlichen Produkt seiner Arbeit einmal die Rohstoffe, die er verwendet kat, dann den Gegenwert für den eigenen Lohn und den seiner Arbeiter, ein Einkommen, auf welches die Arbeit allein ein Recht verleiht; den Gegenwert der Verzinsung für die jährliche Zerstörung, ein Einkommen, auf welches er selbst oder der Eigentümer der Kapitalien durch eine frühere Arbeit ein Anrecht erworben hat, endlich der Gegenwert für Zins und Nutzen aus seinen Umlaufkapitalien, die eine andere, frühere Arbeit hat entstehen lassen.

Man sieht, dass trotz des Gegensatzes, welchen wir zwischen den Einkommen, die dem Reichtum ihre Entstehung verdanken und dem, welches lediglich aus der Arbeit fliesst, gemacht haben, zwischen ihnen eine wesentliche Übereinstimmung besteht; ihr Ursprung ist derselbe, aber nicht die Zeit ihrer Entstehung. Von denen, die sich in das Nationaleinkommen teilen, erwerben die Einen jedes Jahr ein neues Recht auf dasselbe durch eine neue Arbeit, die Andern haben von Alters her ein dauerndes Recht durch eine frühere Arbeit erworben, welche die jährliche Arbeit lohnender gemacht hat. Ein Jeder erhält seinen Teil vom Nationaleinkommen nur auf Grund dessen, was er selbst oder seine Rechtsnachfolger gethan haben oder thun, um es entstehen zu lassen, oder aber, wie wir es bald sehen werden, er empfängt ihn aus zweiter Hand als

Belohnung für die Dienste, die er den Andern leistet. Derjenige, welcher verzehrt, ohne die Bedingung zu erfüllen, die einzig und allein ihm ein Recht auf Einkommen gewährt, derjenige, welcher verzehrt, ohne Einkommen zu haben oder über sein Einkommen hinaus, geht zu Grunde ebenso wie das Volk, welches aus solchen Verzehrern besteht, zu Grunde geht; denn das Einkommen ist die Menge, um die der Nationalreichtum sich jedes Jahr vermehrt, und die infolgedessen zerstört werden kann, ohne dass das Volk deshalb ärmer wird. Aber das Volk, welches von seinen Reichtümern mehr verbraucht, als diese jährliche Vermehrung beträgt, zerstört die Mittel selbst, durch die sie eine ebensolche Wiedererzeugung in den kommenden Jahren hätte bewirken sollen.

Sechstes Kapitel.

Wechselseitige Bestimmung der Produktion durch die Konsumtion und der Ausgaben durch das Einkommen.

Der Nationalreichtum bewegt sich bei seinem Fortschreiten in einem Zirkel; aus jeder Wirkung wird wieder eine Ursache, jeder Schritt wird durch einen vorhergehenden bestimmt und bestimmt zugleich den ihm folgenden und der letzte lenkt wieder auf den ersten zurück. Das Nationaleinkommen muss die nationalen Ausgaben regeln, diese müssen in dem für die Verzehrung bestimmten Fond die Gesamtheit der Produktion aufsaugen. Die absolute Verzehrung veranlasst eine gleiche oder grössere Wiedererzeugung und aus dieser Wiedererzeugung entsteht das Einkommen. Der Nationalreichtum fährt fort, sich zu vergrössern,

ebenso wie der Staat an Glückseligkeit zuzunehmen, wenn eine gänzliche und schnelle Verzehrung stets eine höhere Wiedererzeugung veranlasst und wenn die anderen Teile des Reichtums, welche alle mit einander in Beziehung stehen, dieser in gleichem Schritt folgen und fortfahren, sich auf ähnliche Art zu vermehren; aber wenn das richtige Verhältnis unter ihnen aufhört, geht der Staat zu Grunde.

Das Nationaleinkommen soll die nationalen Ausgaben regeln. Wir haben gesehen, dass dieses Einkommen zwei Seiten hat, den wirklichen Nutzen bei den Reichen, die Fähigkeit zu arbeiten bei den Armen. Die ersten haben lediglich nötig, mit sich zu Rate zu gehen, wie sie diesen Nutzen von dem Reichtum, welcher ihr Einkommen bildet, gegen die einzelnen Gegenstände eintauschen, welche geeignet sind, ihre verschiedenen Wünsche zu befriedigen; aber wenn sie ihr Einkommen überschreiten, müssen sie notgedrungen Schulden machen auf das Kapital dieses Reichtums, dem sie ihren Nutzen verdanken; sie vermindern somit ihren zukünftigen Gewinn, sie gehen zu Grunde.

Die Armen, welche nur ihre Arbeit als Einkommen haben, befinden sich, bevor sie es ausgeben können, in Abhängigkeit von der höheren Klasse. Sie müssen diese Arbeit flüssig machen, sie müssen sie verkaufen, bevor sie in den Genuss ihrer Früchte kommen, und sie können sie Niemand verkaufen, als diesen Reichen, welche, nachdem sie ihr Einkommen für sich selbst ausgegeben haben, das Kapital, das ihnen bleibt, den Armen in Tausch geben. Die Fähigkeit zu arbeiten ist ein Einkommen, sobald diese Fähigkeit benutzt wird; sie ist nichts, wenn sie keinen Käufer findet, und selbst, wenn sie vollständig verwendet wird, gewinnt oder verliert sie an Wert, je nachdem sie mehr

oder minder gesucht ist. Der Arme wird also sein Einkommen, die Arbeit, erst dann ausgeben können, wenn er diese verkauft hat, und er muss seine Ausgaben nach dem Preis regeln, welchen er dafür bekommt. Jede Ausgabe über diesen Preis hinaus, mag er sie nun decken durch seine kleinen Ersparnisse oder durch Anleihen, ist gleich gefahrvoll für ihn, wie für die Gesellschaft, andererseits ist jede Entbehrung, die er sich auferlegt im Hinblick auf die Dürftigkeit oder das Aufhören dieses Preises, ebenso gefahrvoll für die Gesellschaft, sobald diese Entbehrung sein Leben, seine Gesundheit oder seine Kräfte bedroht, denn sie vermindert oder zerstört seine künftige Arbeitskraft, die einen so wesentlichen Teil des Gesellschaftseinkommens bildet.

So dürfen weder der Arme noch der Reiche in ihren Ausgaben ihr wirkliches Einkommen überschreiten, und jede Ausgabe der Gesellschaft ist durch das Einkommen der Gesellschaft begrenzt.

Andererseits müssen die Ausgaben der Gesellschaft in dem zur Verzehrung bestimmten Fond die Gesammtheit der nationalen Produktion aufbrauchen. Um diesen Berechnungen mit grösserer Leichtigkeit folgen zu können und zur Vereinfachung dieser Fragen haben wir bis jetzt vollständig von dem auswärtigen Handel abgesehen und angenommen, dass eine Nation ganz allein für sich dastehe; die menschliche Gesellschaft ist selbst diese einzeln dastehende Nation, und alles, was bei einer Nation ohne Handel wahr ist, ist ebenso wahr beim Menschengeschlecht.

Wir haben gesehen, dass das einzige Ziel der Arbeit des Menschen darin besteht, für seine Bedürfnisse Sorge zu tragen; dass keines seiner Produkte Wert hat, wenn es sich nicht zu seinem Gebrauche eignet; dass dieser Gebrauch stets die Zerstörung des

Produktes bedeutet, die sich bald mit grosser Schnelligkeit, bald mit ausserordentlicher Langsamkeit vollzieht; dass der Mensch endlich von dem Augenblick an, in dem er anfängt, den Reichtum zu geniessen und ihn dem Umlauf zu entziehen, beginnt ihn zu verzehren. Es ist gleichgültig, ob der Reichtum, um sein Ziel zu erreichen, verschwendet wird, es genügt schon, dass er aus dem Umlauf gezogen und in Genuss verwandelt wird, oder auch nur in den Verzehrungsfond übergeht.

So lange der Reichtum nicht diese Bestimmung erfüllt, behindert er die Wiedererzeugung einer gleichen Menge, die zu seiner Ersetzung dienen kann. Der Einzelmensch, wenn er eines Tages mehr Nahrung, mehr Kleidung, mehr Wohnung hat, als er verbrauchen kann, hört auf zu arbeiten. Er wird nicht säen, wenn er keiner Ernte bedarf, er wird nicht weben, wenn es ihm nicht an Kleidern mangelt, er wird keine Häuser bauen, wenn er eine Wohnung besitzt. Ohne Zweifel wird er Genuss in einem gewissen Überfluss finden und wird, wenn er es kann, sich nicht das Notwendige, wohl aber Behaglichkeit verschaffen. Diese Behaglichkeit ist ein Vergnügen, welches der Einbildungskraft schmeichelt, sie hat aber ihre Grenzen. Wenn der Überfluss aufhört, seine Einbildungskraft angenehm zu kitzeln, hört der Einzelmensch auf zu arbeiten; er findet bald heraus, dass ein so geringes Vergnügen zu teuer mit der Ermüdung bezahlt wird. Der Gesellschaft ergeht es gerade wie diesem Manne; die Rollen sind geteilt, aber die Beweggründe, welche sie bestimmen, sind dieselben geblieben. Sie verlangt nicht nach mehr Nahrung, wenn Niemand da ist, der sie essen mag und Niemand erwartet wird, um sie später zu essen, sie verlangt nicht nach Kleidern, wenn Niemand danach begehrt, nicht nach Häusern, wenn der Bedarf an Wohnungen gedeckt ist.

Aber die Grenze, welche die Verzehrung der Wiedererzeugung setzt, macht sich in der Gesellschaft noch fühlbarer als beim Einzelmenschen: wenn die Gesellschaft auch eine sehr grosse Anzahl schlecht genährter, ungenügend bekleideter und mangelhaft mit Wohnung bedachter Menschen zählt, so will sie doch nur das, was sie kaufen kann, und sie kann, wie wir gesehen haben, nur kaufen, so weit ihr Einkommen reicht. Schaffe man für sie viel mehr Luxusgegenstände, als die Reichen aus dem Einkommen, aus ihren Kapitalien zu bezahlen vermögen, so werden vielleicht diese Reichen nach diesen Gegenständen Verlangen tragen, sie werden einsehen, dass sie aus ihnen neue Genüsse zu ziehen imstande sind, aber sie werden sie nicht kaufen, oder, wenn sie dies thun, Gefahr laufen, zu Grunde zu gehen, denn sie werden gezwungen, zu diesem Zwecke auf ihre Kapitalien Anleihen aufzunehmen, das will sagen, das thatsächliche Einkommen des Armen beschneiden, ebenso wie ihr eigenes zukünftiges Einkommen. Andererseits wird derjenige, der diese Luxusgegenstände geschaffen hat, wenn es ihm nicht möglich ist, sie gegen das Einkommen des Reichen einzutauschen und dadurch sein Kapital wieder zu erhalten, seine Thätigkeit nicht wiederbeginnen können und er wird seine Arbeit einstellen müssen.

Wenn man für die Armen viel mehr Unterhaltsmittel schafft, nicht mehr als sie verzehren könnten, sondern mehr, als sie imstande sind von dem Einkommen, welches sie im Tausch für ihre Arbeit bekommen, zu erwerben, so unterliegt es keinem Zweifel, dass sie wohl geneigt wären, sich reichlicher zu nähren, besser zu kleiden und angenehmer zu wohnen, aber sie werden nicht dazu imstande sein, denn ihre Wünsche werden die Reichen nicht bestimmen, ihnen einen

höheren Lohn anzubieten oder mehr Arbeit von ihnen zu fordern; so werden sie selbst nichts in Tausch zu geben haben über diese Arbeit hinaus oder sie werden ihre geringen Ersparnisse vergeuden und somit elender werden. Das Getreide wird also unverkauft bleiben neben einer hungernden Menge, und der Produzent, der sein Kapital nicht wieder bekommt, wird Vorschüsse nicht mehr geben können, seine Arbeit wird aufhören.

Ein grosser Überschuss der Produktion bewirkt zuweilen einen grösseren Konsum mittels eines niederen Preises, aber das Endergebnis ist um nichts vorteilhafter. Wenn die Produzenten zweimal soviel Luxuswaren auf den Markt werfen, als das Einkommen der Reichen beträgt, und sie gewillt sind, sie um jeden Preis zu verkaufen, so werden sie genötigt sein, die Gesamtheit der Waren für die Gesamtheit des Einkommens herzugeben, d. h. sie werden auf 100 50 verlieren. Die Reichen werden glauben, als Verzehrer etwas gewonnen zu haben, da sie das, was sie wünschten, zu billigerem Preise erhalten haben; aber da sich unter den Reichen auch Produzenten befinden, so werden sie in dieser Eigenschaft mehr verloren als gewonnen haben, denn sie werden an dem Notwendigen Einbusse erleiden. Ihr Verlust von 50% beim Verkaufe der jährlichen Produktion wird zu gleichen Teilen ihrem Kapital und ihrem Einkommen zur Last fallen. Ihr vermindertes Einkommen wird ihren Verbrauch des folgenden Jahres verringern, ihr vermindertes Kapital wird die Nachfrage nach der Arbeit der Armen vermindern und dies wird ihr Einkommen in allen späteren Jahren herabsetzen.

Wenn die Produzenten zweimal mehr Unterhaltsmittel auf den Markt bringen, als der Lohn des Armen beträgt, so werden sie ebenso genötigt sein, sie gegen

den Wert dieses Lohnes abzutreten, d. h. mit einem Verlust von 50%. Der Arme zieht hiervon in diesem Jahre als Verbraucher Nutzen; aber der Verlust von 50% an dem Kapital und dem Einkommen des Produzenten wird sich ihm im folgenden Jahre grausam fühlbar machen. Alles, was der Reiche an Einkommen verloren hat, wird er an seinem Konsum ersparen müssen, deshalb wird seine Nachfrage nach den Früchten der Arbeit des Armen geringer sein; alles, was der Reiche von seinem Kapital verloren hat, wird er an den von ihm bezahlten Löhnen kürzen, und Arbeit, das Einkommen des Armen, wird erheblich weniger wert sein.

So müssen die Nationalausgaben, durch das Einkommen begrenzt, in dem Verzehrungsfond die Gesamtheit der Produktion absorbieren. Die absolute Verzehrung hat eine gleiche oder grössere Wiedererzeugung zur Folge. Hier kann sich der Zirkel ausdehnen und zu einer Spirale werden: das vergangene Jahr hatte hervorgebracht und verzehrt wie zehn; man darf sich der Erwartung hingeben, dass das nächste Jahr wie elf hervorbringt und ebenso wie elf verzehren wird. Die grössere oder geringere Leichtigkeit, mit der sich die Verzehrung vollzieht, zeigt das mehr oder minder günstige Ergebnis einer ähnlichen Thätigkeit an, welche sich im vergangenen Jahre vollzogen hatte. Schon hatten die Reichen einen Teil ihres Einkommens zurückgelegt, um es ihrem Kapital oder den Löhnen, die sie den Armen anbieten, hinzuzufügen: infolgedessen war mehr Arbeit in Angriff genommen worden. Wenn mehr Arbeit verkauft und gut verkauft worden ist, so hat dieses neue Kapital also ein entsprechendes Einkommen entstehen lassen, und dieses Einkommen verlangt eine neue Verzehrung. Die Ersparnis, welche im vergangenen

Jahre erzielt worden ist, wird sich im nächsten Jahre geltend machen, ein Teil wird als Einkommen die Genüsse des Reichen erhöhen, ein Teil als Lohn die Genüsse des Armen. Wird diese Thätigkeit mit Vorsicht und Mass geübt, so kann sie sich weiterhin fortsetzen. Aber man hüte sich, sie zu überstürzen, wenn man nicht will, dass sie im Gegenteil verderblich wirke. Das Einkommen des vergangenen Jahres muss die Produktion dieses Jahres bezahlen: eine vorherbestimmte Menge, an welcher die unbestimmte Menge der künftigen Arbeit gemessen werden muss. Der Irrtum derer, welche zu einer unbegrenzten Produktion anreizen, findet seine Erklärung darin, dass sie dieses vergangene Einkommen mit dem zukünftigen verwechseln. Man hat gesagt: die Arbeit vermehren heisst den Reichtum vermehren, mit diesem das Einkommen und auf Grund dessen die Verzehrung. Aber man vermehrt nur den Reichtum, wenn man zugleich die Nachfrage nach Arbeit vermehrt, nach Arbeit, welche nach ihrem wirklichen Preise bezahlt wird, und dieser Preis, der im voraus festgesetzt wird, ist das vorher bestehende Einkommen. Nach allem diesen muss man sagen, dass es niemals möglich ist, die Gesamtheit der Erzeugung des Jahres gegen die Gesamtheit des vorhergehenden Jahres auszutauschen. Wenn die Erzeugung stufenweise fortschreitend wächst, muss der Austausch jedes Jahres einen kleinen Verlust verursachen, welcher zu gleicher Zeit eine Vergütung der zukünftigen Lage darstellt. Wenn dieser Verlust gering ist und gut verteilt wird, so erträgt ihn jeder, ohne sich über sein Einkommen zu beklagen. Hierin gerade besteht die Wirtschaftlichkeit des Volkes und die Reihe dieser kleinen Opfer vermehrt das Kapital und das Nationalvermögen. Aber wenn ein grosses Missverhältnis zwischen der neuen und früheren Produktion

besteht, werden die Kapitalien angerissen, es entsteht Notstand und das Volk geht zurück anstatt vorwärts.

Aus der Wiedererzeugung erwächst das Einkommen, aber die Produktion selbst ist nicht das Einkommen: sie nimmt seinen Namen nur an, sie arbeitet nur gleich ihm, nachdem sie Absatz gefunden hat, nachdem jede hergestellte Sache den Käufer gefunden hat, der sie brauchte oder wünschte und der sie aus dem Umlaufe zieht, um sie seinem Verzehrungsfond einzuverleiben und der im Austausch den Gegenwert für sie bezahlt. Jetzt kann der Produzent seine Abrechnung machen; von dem erfolgten Austausche zieht er zuerst sein Kapital im ganzen ab, dann schaut er nach dem Nutzen, der ihm bleibt, sorgt für seine Genüsse und beginnt seine Arbeit von Neuem. Man sieht aus Allem, was wir vorgebracht haben, dass die Verschiebung in dem wechselseitigen Verhältnis zwischen Produktion, Einkommen und Konsumtion der Bevölkerung gleich schädlich wird, sei es nun, dass die Produktion ein geringeres Einkommen ergiebt als gewöhnlich, oder dass ein Teil des Kapitals in den Verzehrungsfond übergeht, oder dass im Gegenteil diese Verzehrung sich vermindert, und zu einer neuen Erzeugung nicht mehr anreizt. Die Störung des Gleichgewichts genügt, um in dem Staate Notstände hervorzurufen. Die Produktion kann sich vermindern dadurch, dass Müssiggang unter den unteren Klassen einreisst, das Kapital kann sich vermindern, wenn Verschwendung oder Luxus zur Gewohnheit werden, die Konsumtion endlich kann sich vermindern durch Elend, dessen Ursache mit der Abnahme der Arbeit in keinem Zusammenhange steht; indessen wird sie einer künftigen Produktion den Raum wegnehmen, sie wird die Arbeit ihrerseits vermindern.

So drohen den Völkern Gefahren, die an sich im

Gegensatz zu einander zu stehen scheinen. Sie können zu Grunde gehen, ebenso durch zu grosse, wie durch zu kleine Ausgaben. Ein Volk giebt jedesmal dann zuviel aus, wenn es mehr ausgiebt, als es einnimmt, denn es kann dies nur dadurch möglich machen, dass es seine Kapitalien anreisst und dadurch seine künftige Erzeugung vermindert. Es würde so handeln, wie jener Landmann, der das Korn aufisst, das er für eine neue Aussaat hätte zurücklegen sollen. Es giebt immer dann zu wenig aus, wenn es, ohne einen auswärtigen Handel zu haben, seine Produktion nicht verzehrt, oder wenn es einen solchen Handel hat, wenn es nicht den Überschuss seiner Produktion über seinen Export verzehrt. Es würde sich dann in dem Falle befinden, in dem sich der einzeln lebende Landwirt befand, als alle seine Speicher gefüllt waren weit über jede Möglichkeit der Verzehrung hinaus, und er, um nicht eine unnütze Arbeit zu thun, sich gezwungen sah, auf eine Bestellung seiner Ländereien zu verzichten.

Glücklich ein Volk, das nicht in einem falschen System befangen ist, das seine Regierung nicht auf Wege leitet, die es seinen natürlichen Interessen entfremdet, — das Wachsen seines Kapitals, seines Einkommens und seiner Verzehrung wird meistens ruhig und gleichmässig vor sich gehen, ohne dass man nötig hätte, ihm besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden; sollte einer der drei für den Reichtum notwendigen Teile einmal die andern zu überholen scheinen, so ist der fremde Handel fast stets bereit, das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Wenn ich die berühmtesten Volkswirte beschuldige, zu wenig Aufmerksamkeit der Verzehrung oder dem Absatze zugewendet zu haben, Dinge, deren entscheidende Wichtigkeit jedem Kaufmann instinktiv

bekannt sind, so könnte man mir den Vorwurf machen, einen Irrtum zu bekämpfen, welcher nur in meiner Einbildung vorhanden ist. Aber ich finde diese Meinung in dem letzten Werke Ricardo's ausgesprochen unter dem Gesichtspunkte, der der Kritik eine grosse Blösse darbietet, und Say hat in seinen Noten eine Meinung nicht bekämpft, die der seinigen nahe steht, und die sogar, wenigstens zum Teil, Adam Smith zugeschrieben werden kann.

„Wenn die jährliche Produktion eines Landes," sagt Ricardo,*) „die jährliche Konsumtion überwiegt, so sagt man, dass es sein Kapital vermehre und wenn die jährliche Konsumtion nicht ganz oder nicht grösstenteils die jährliche Produktion aufnimmt, so sagt man, dass das Kapital der Nation sich vermindere. Die Vermehrung des Kapitals hat also seine Ursache in einem Anwachsen der Produktion oder in einer Verminderung des Konsums. Wenn der Verbrauch der Regierung grösser wird und die Auflage neuer Steuern erfordert; dieser grössere Bedarf aber von einer Vermehrung der Produktion oder von einem geringeren Verbrauch der Bevölkerung begleitet ist, so wird die Neuauflage nur das Einkommen treffen und das nationale Kapital wird davon unberührt bleiben.

Wirklich?! Soll dies ebenfalls ein Zeichen der Blüte für die Hutfabriken der Stadt Lyon sein, wenn sie im Jahre 1817 hunderttausend Hüte gefertigt haben und im Jahre 1818 hundertzehntausend und im letzten Jahre hunderttausend, von denen sie aber nur neunzigtausend verkauft haben; werden sie nicht in dem einen oder dem andern Falle zehntausend Hüte zuviel ge-

*) Seite 187 des Originals. Kap. VII, Seite 239 der französischen Übersetzung.

macht haben? Man wird sicher keinen Huthändler finden, der, ohne dass er sich deshalb für einen grossen Volkswirt halten wird, nicht zu antworten wüsste, dass, wenn man im Jahre 1818 hundertundzehntausend Hüte angefertigt hat anstatt hunderttausend, man an ihnen verdient haben würde, wenn man sie alle zu guten Preisen verkauft hätte, dass man aber sicher an ihnen Verlust gehabt hat, wenn man die zehntausend mehr nicht hat verkaufen können; aber dass, wenn im Jahre 1818 hunderttausend Hüte wie im Jahre 1817 angefertigt worden sind und von diesen hunderttausend zehntausend übrig geblieben sind, die man nicht hat verkaufen können, man an ihnen sicher Verlust gehabt hat.

Wenn etwas wahres sein soll an dieser Ansicht Ricardo's, muss man den auswärtigen Handel in Rechnung ziehen, aber trotzdem wird man bald bemerken, wie vieler Einschränkungen sie bedürftig ist. Wenn die Lyonesen im Jahre 1817 hunderttausend Hüte hergestellt haben, welche sie zu 20 Franken das Stück an die einzelnen Verbraucher in ihrer Stadt verkauft haben, so macht dies 2 Millionen, welche eine Klasse Lyonesen erhalten und eine andere bezahlt hat, und wenn sie im Jahre 1818 eine gleiche Anzahl Hüte machen, welche zu gleichem Preise und ebenso leicht verkauft werden, indessen dergestalt, dass zehntausend Hüte von den Landbewohnern gekauft werden, und zehntausend Lyonesen sich des Kaufes von Hüten enthalten, so wird man sagen können, dass diese eine Ersparnis von 200000 Franken gemacht haben, ohne dass die Huthändler etwas verloren haben. Wenn, im Gegenteil, im Jahre 1818 die Huthändler zu denselben Preisen und ganz ebenso leicht hunderttausend Hüte den Einwohnern von Lyon verkaufen und ausserdem zehntausend den Landbewohnern, so wird man

sagen können, dass die Hutfabriken ihr Kapital um 200000 Franken vermehrt haben, ohne dass dies die Verbraucher in Lyon etwas gekostet hat und diese beiden Ergebnisse können unter einem gewissen Gesichtspunkte für die Stadt Lyon als gleiche betrachtet werden. Aber nicht die Vermehrung der Produktion im ersten Falle oder die Verminderung des Verbrauchs im zweiten, haben das Nationalkapital vermehrt oder erhalten, sondern lediglich die neue Nachfrage, welche Verbraucher, die willig waren, zu zahlen und zwar denselben Preis zu zahlen, gestellt haben. Was den Verkauf an die Landleute und an die Bewohner von Lyon betrifft, so ergiebt sich hieraus eine Verschiedenheit für die Bilanz der Stadt Lyon, aber keine für die von ganz Frankreich, ebenso existiert unter den Verkäufen an Franzosen und an Fremde ein Unterschied nur in der Bilanz Frankreichs, aber nicht in der der menschlichen Gesellschaft. Wenn man diese, nach der sich der Welthandel regulirt, prüft, so wird man stets gewahr werden, dass das Wachstum des Verbrauchs einzig und allein das Wachstum der Produktion bestimmt und dass der Verbrauch seinerseits nur durch das Einkommen der Verbraucher geregelt werden kann.

Siebentes Kapitel.

Wie das Geld den Austausch der Reichtümer vereinfacht hat.

Wir haben absichtlich bis hierher die Geschichte der Bildung und des Fortschreitens des Reichtums geführt, ohne vom Gelde zu sprechen, um leichter erkennen zu lassen, dass es für diese Fortschritte thatsächlich nicht nötig war. Das Geld hat den Reichtum nicht geschaffen, aber es vereinfachte alle

Beziehungen, es erleichterte alle Thätigkeiten des Handels, es gab jedem das Mittel, schneller sich das anzueignen, was ihm nötig war, und es vermehrte dadurch, dass es der ganzen Welt eine Wohlthat erwies, den Reichtum, der sich auch ohne sein Zuthun vermehrt hatte.

Die Edelmetalle sind eines der zahlreichen Werte, die die Arbeit des Menschen hervorgebracht und für seine Zwecke schicklich gemacht hat. Man sah, dass sie, mehr als irgend eine andere Art von Reichtum, die Eigenschaft haben, dass sie auf unabsehbare Zeit aufbewahrt werden können, ohne sich zu verändern und die nicht minder kostbare Eigenschaft, dass sie ohne Schwierigkeit zu einem Ganzen wieder vereinigt werden können, nachdem man sie fast bis in's Unendliche geteilt hat. Die beiden Hälften eines Felles, eines Stückes Stoff und noch weniger eines Stück Vieh, welche ehemals als Geld gedient haben, gelten nicht als ein ganzes Stück, aber die beiden Hälften, die vier Viertel eines Pfund Goldes sind und werden immer ein Pfund Gold sein, mag man sie auch so oft geteilt haben, mag man sie auch so lange aufbewahren, wie man will. Wenn der erste Austausch, den die Menschen vorgenommen haben, zum Zweck hatte, sie in den Stand zu setzen, die Frucht ihrer Arbeit für später aufzubewahren, so zeigte sich sicher jeder Mensch bereit, edle Metalle in Tausch gegen seinen Überfluss anzunehmen, wenn er auch nicht die geringste Absicht hatte, diese Metalle für sich zu verwenden; aber er war sicher, sie ebenso auch in Zukunft in Tausch gegen die Sache, deren er bedürfen werde, geben zu können. So fingen die edlen Metalle an geschätzt zu werden, ebenso um sie für menschliche Zwecke zu verwenden, zum Schmuck oder für Geräte, wie um sie anzuhäufen als Vertreter

jeder anderen Art von Reichtum, endlich um sie im Handel zur Erleichterung des Austausches zu verwenden.

Der Goldstaub ist bis zu diesem Tage in seinem ursprünglichen Zustande der Vermittler des Handels unter den Völkern Afrikas geblieben. War indessen einmal sein Wert allgemein anerkannt, so war nur ein ganz leichter und gar nicht einmal erheblicher Schritt zu thun bis zu seiner Umwandlung in Geld, welches durch einen gesetzlichen Stempel das Gewicht und den Wert jeden Stückes Edelmetall, welches im Umlauf ist, garantiert.

Die Erfindung des Geldes gab dem Austausch einen neuen Sporn: sie teilte gewissermassen eine jede Abmachung in zwei Teile. Früher musste man stets zu gleicher Zeit auf das achten, was man empfangen wollte und auf das, was man geben wollte: mittelst des Geldes wurde jede dieser Thätigkeiten selbstständig: die Erwerbung des gewünschten nannte man Kauf, das Abstossen des Überflusses, dessen man sich entäussern wollte, nannte man Verkauf, und diese beiden Geschäfte wurden eines vom andern unabhängig. Der Landbebauer, der sein Getreide verkaufen wollte, brauchte nicht auf den Kleiderhändler zu warten, damit dieser ihm die Kleider, deren er bedurfte, liefere, es genügte ihm, Geld zu erhalten, da er sicher ist, die ihm erwünschte Sache jederzeit gegen dieses Geld zu bekommen. Anderseits hatte der Käufer nicht mehr nötig darauf zu sinnen, was dem Verkäufer erwünscht sein könne, er kann sicher sein, ihn mit seinem Gelde alle Zeit befriedigen zu können. Bedurfte es vor der Erfindung stets des Zusammentreffens einer Reihe glücklicher Umstände, um einen Tausch zu Stande kommen zu lassen, so dürfte es nach seiner Erfindung kaum einen Käufer geben, der nicht einen Verkäufer, oder einen Verkäufer, der nicht einen Käufer findet.

Alle Thätigkeiten, von denen wir uns in den vorhergehenden Kapiteln Rechenschaft gegeben haben und die den Fortschritt des Reichtums in der Gesellschaft bedingen, sind durch die Einführung des Geldes in den Tausch vereinfacht worden; während nun das Geld die Zahl der Verträge verdoppelt hat, sind dadurch gleichzeitig die oben erwähnten Thätigkeiten dem Beobachter weniger leicht erkennbar geworden. Die schöpferische Thätigkeit des Reichtums ist, wie wir gesehen haben, der Austausch eines Teils der zur Verzehrung geeigneten jährlichen Produktion, die das Kapital der Reichen bildet, gegen die Arbeit, aus der das Einkommen der Armen besteht. Aber diese Thätigkeit gliedert sich in eine grosse Anzahl von Abmachungen und drückt sich in ebenso verschiedenen Geldsummen aus. Die Produzenten verkauften die Jahresproduktion und bewerteten in diesem Betrage in Geld einesteils ihr Einkommen, andernteils ihr Kapital. Mit dem Einkommen kauften sie die Gegenstände, für die sie Bedarf oder Neigung hatten: dies waren ihre Ausgaben; mit diesen beiden Abmachungen hatte sich der Tausch vollzogen. Mit ihrem Kapital kauften sie das Einkommen in Gestalt von Arbeit, die die Armen zu verkaufen hatten; diese Arbeit wurde in Geld bewertet; mit diesem Gelde kauften die Armen dasjenige, dessen sie zu ihrem Unterhalt bedurften: das waren ihre Ausgaben; hiermit war der zweite Teil des Austausches der jährlichen Produktion abgeschlossen.

Nicht nur das Kapital wurde früher als Geld angesehen, es schien vielmehr in der That nichts als Geld zu sein; die Sprache trug noch dazu bei, die beiden Gedanken zu vermischen und es erfordert in der That einen grossen Grad von Aufmerksamkeit, um sich klar zu machen, dass das Kapital kein Geld ist oder wenigstens nur während einer gegebenen Zeit,

sondern dass es in der That derjenige Teil des verzehrbaren Reichtums ist, der den Arbeitern in Tausch gegen ihre jährliche Arbeit gegeben wird.

Das Einkommen der Reichen wurde ebenfalls als Geld angesehen und muss man auch hier beachten, dass das Geld nichts ist als ein Massstab: dass dieses Einkommen thatsächlich aus dem Teile des verzehrbaren Reichtums besteht, den die Reichen gegen einen andern gleichwertigen Teil eintauschen, desselben Reichtums, der zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse dient.

Der Lohn der Armen wurde stets als Geld angesehen; auch hier muss man sich klar machen, dass es dasselbe ist, wie das Kapital des Reichen, nämlich der Teil des verzehrbaren Reichtums, den die Arbeiter in Tausch gegen ihre jährliche Arbeit erhalten.

So vereinfachte das Geld alle Thätigkeiten des Handels, aber verdunkelte zugleich alle philosophischen Betrachtungen, deren Gegenstand eben diese Thätigkeiten sind. So klar diese Erfindung jedem das Ziel wies, das er sich bei jedem Schritte stecken musste, so verwirrt und dunkel machte sie die Gesamtheit dieser Schritte, so schwer zu begreifen den ganzen Gang des Handels.

Achtes Kapitel.

Der Handel als Stütze der Produktion und Ersatz des Produktivkapitals.

Zuerst der Tausch, dann der Kauf und der Verkauf, die ihn abgelöst haben, waren gewöhnlich freiwillige Handlungen, die jeder nur dann vornahm, wenn er die Überzeugung glaubte gewonnen zu haben, dass die Sache, die er in Tausch erhielt, der Sache, die er hergab, an Wert gleich sei. Man sollte daraus schliessen,

dass alle Werte gegen vollständig gleiche Werte hingegeben wurden und dass die Summe der jährlichen Tauschgeschäfte dem Reichtum der Gesellschaft nichts hinzugefügt hat. Indessen können diese Geschäfte noch unter einem andern Gesichtspunkte betrachtet werden, ihre genauere Betrachtung lässt als Ergebnis ihrer Thätigkeit die Begründung des Handels erscheinen. Die Tauschgeschäfte wurden stets nur geschlossen, wenn beide Teile einen Vorteil davon erwarteten. Der Verkäufer fand seinen Vorteil beim Verkauf, der Käufer beim Kauf. Der Eine zog aus dem Gelde, welches er empfing einen grösseren Vorteil, als er aus seinen Waren hätte ziehen können, der Andere aus der Ware, die er erhielt, einen grösseren Vorteil, als er aus dem Gelde hätte ziehen können. Alle Beide hatten gewonnen, demzufolge gewann die Bevölkerung doppelt bei ihrem Geschäft.

Ebenso gewannen, wenn ein Meister einem Arbeiter ein Werk übertrug und ihm in Tausch gegen seine Arbeit einen Lohn gewährte, der für seinen Unterhalt ausreichend war, alle beide: der Arbeiter, weil man ihm die Früchte der Arbeit vorschoss, bevor er sie geleistet hatte, der Meister, weil die Thätigkeit dieses Arbeiters mehr wert war, als der ihm gewährte Lohn, und die Bevölkerung gewann mit allen Beiden; denn der Nationalreichtum, bevor er sich in letzter Linie in Genüsse auflöst, alles, was zur grösseren Bequemlichkeit dient, oder alles, was geeignet ist, die Genüsse der Einzelnen zu erhöhen, muss als für alle gewonnen betrachtet werden.

Die Produkte der Erde, ebenso wie die der Manufakturen, gehören häufig Ländern an, weit entfernt von denen, welche ihre Verzehrer bewohnen. Eine Klasse Menschen beschäftigt sich damit, alle diese Tauschgeschäfte zu erleichtern und dafür an den

Gewinnen, welche sie darbieten, einen Teil zu beanspruchen. Sie gab Geld dem Produzenten, sobald sein Werk fertig und er zum Verkauf gezwungen war. Sie führte die Waare dahin, wo ein Bedürfnis für sie bestand, sie sorgte für die Bequemlichkeit des Verbrauchers und gab ihm die Waren ab in kleinen Teilen, so dass er der Notwendigkeit enthoben war, alles auf einmal zu kaufen. Sie leistete allen Dienste und machte sich selbst für diese Dienste bezahlt durch den Anteil, den man Nutzen des Handels nennt, und der sich auf dem Gewinn gut ausgefallener Tauschgeschäfte begründet. Der nordische Produzent wusste, dass zwei Teile seiner Ware denselben Wert haben, wie ein Teil der Ware des Produzenten des Südens: anderseits nahm der Produzent des Südens an, dass zwei Teile seiner Ware so viel wert seien, wie ein Teil der Ware des nordischen Produzenten. Zwischen diesen beiden so verschiedenen Gleichungen galt es zu steuern und dabei alle Transportkosten, alle Handelsgewinne und die Zinsen des vorgeschossenen Geldes zu berücksichtigen. In dem Verkauf der Waren, die der Handel zuführte, mussten sich wiederfinden einmal das dem Produzenten bezahlte Kapital, sodann die Löhne der Matrosen, Frachtführer, Handlungsgehilfen und alle der Arbeiter, die der Kaufmann beschäftigt, dann der Zins des Anlagekapitals, welches im Handel arbeitet, und endlich der kaufmännische Nutzen.

Der Händler stellte sich zwischen den Produzenten und den Konsumenten, um beiden Dienste zu leisten und sich diese Dienste von beiden bezahlen zu lassen. So wie die Teilung der Arbeit unter den Arbeitern Platz gegriffen hat, ebenso geltend machte sie sich bei dieser zweiten Arbeit, die darin bestand, die Kapitalien zu leiten, und der Erfolg war der nämliche:

jedes Werk wurde nach dieser Teilung besser und zwar mit den gleichen Anstrengungen. Die Sorge der Überwachung der Arbeiter und ihrer Thätigkeit, die Zuteilung der Rohstoffe und die Prüfung der fertigen Erzeugnisse, erforderte eine ganz andere Schulung des Geistes und ganz andere Kenntnisse, als die Thätigkeit der Vergleichung der verschiedenen Produkte und Bedürfnisse der einzelnen Länder und Völker, die sich durch ihre Gesetze und ihre Sprache unterschieden. Es war zu erwarten, dass die Trennung dieser beiden Geschäftszweige eine grössere Sicherheit in ihrem Thun, eine grössere Regelmässigkeit in der Bedienung der Kunden zeitigen würde. Die Thätigkeit des Grosskaufmanns bestand darin, die Ware von dem Fabrikanten im Augenblick der Fertigstellung zu kaufen, und sie unter Berücksichtigung der verschiedenen Märkte dahin zu senden, wo ein Bedarf am dringendsten erschien. Bei dieser Thätigkeit leitete der Kaufmann immer noch gewissermassen die Arbeit und hatte Arbeiter in seinen Diensten, einerseits seine Handlungsgehilfen, andrerseits seine Matrosen, Karrenführer, Lastträger. Alle trugen indirekt zur Produktion bei, denn diese hat die Verzehrung zum Gegenstande und ihr Zweck kann nur dann als erfüllt gelten, wenn sie das Produkt direkt dem Verzehrer zugeführt hat. Die Vergleichung der verschiedenen Märkte der entferntesten Völker gab den Anlass, sich ebenfalls mit den verschiedenen Münzen und den verschiedenen Zahlungsweisen zu beschäftigen; und der Handel trennte sich, indem er den Banquiers die Thätigkeit zuwies, den Austausch der Produzenten eines Landes mit denen eines andern und der Konsumenten mit denen eines andern auszugleichen; auf diese Weise wurde es ermöglicht, sich mit dem Transport der Waren zu begnügen, da diese

eine durch die andere bezahlt wurden, ohne dass es nötig war, Geldsendungen zu machen. Die Banquiers, die sich so von den Kaufleuten trennten, um ihnen Dienste zu leisten, hatten somit keinen geringeren, wenn auch nur indirekten Anteil an dem grossen Austausch der Produktion gegen das Einkommen der Verzehrer, sowie des Austausches dieses gegen die Wiedererzeugung.

Das Studium der Weltmärkte konnte den Händler von einem anderen nicht weniger wesentlichen und ihm am Herzen liegenden abziehen, nämlich von dem der Bedürfnisse des einzelnen Konsumenten: hiermit befasste sich der Kleinhändler und entlastete somit den Kaufmann, indem er sich gegen einen Anteil am Nutzen damit befasste, in seinem Laden das aufzuspeichern, was der Verzehrer in seinen Verzehrungsfond übergehen lassen will, sobald er über den Teil seines Einkommens verfügen kann, welcher dazu dienen soll. Der Kleinkaufmann sorgt für diese Bequemlichkeit und lässt sie sich bezahlen.

Der Handel bedarf eines erheblichen Kapitals, welches im ersten Augenblick kein Teil des bisher besprochenen zu sein scheint. Der Wert der in den Lagerräumen des Tuchkaufmanns aufgehäuften Stoffe scheint dem Teil der jährlichen Produktion ganz und gar fremd gegenüberzustehen, den der Reiche dem Armen als Lohn für seine Arbeit überlässt. Dieses Kapital ersetzt indessen lediglich das, von dem wir gesprochen haben. Um den Fortschritt des Reichtums klar zu erfassen, haben wir ihn betrachtet bei seiner Schöpfung und sind ihm gefolgt bis zu seiner Verzehrung. Damals erschien das Kapital, welches z. B. in den Tuchfabriken verwendet wird, uns immer das nämliche: gegen das Einkommen des Verbrauchers getauscht, hat es sich nur in zwei Teile geteilt, der eine Einkommen des Fabrikanten als Nutzen, der andere Ein-

kommen der Arbeiter als Lohn während der Zeit, die sie zur Anfertigung des neuen Tuches gebrauchten.

Aber man fand bald, dass es dem Vorteil aller besser diene, wenn die verschiedenen Teile dieses Kapitals, der eine den andern, vertrete und dass, wenn hunderttausend Thaler nötig wären von dem ganzen Umlauf von dem Fabrikanten bis zum Verzehrer, diese hunderttausend Thaler gleichmässig zwischen dem Fabrikanten, dem Grosskaufmann und dem Kleinhändler geteilt würden. Der Erste machte mit nur einem Drittel dasselbe Geschäft, welches er mit dem Ganzen gemacht hätte, weil er im Augenblick der Beendigung seiner Fabrikation in dem Kaufmann den Käufer fand und dies viel früher, als wenn er auf den Verbraucher hätte warten müssen. Andrerseits trat an die Stelle des Kapitals des Grosskaufmanns viel früher das des Kleinhändlers. So reichen sich die Handlanger, welche an einem Bau arbeiten, von Hand zu Hand die Steine, welche schwer zu befördern sind; die Thätigkeit ist kürzer und die Ruhe tritt öfter ein, aber die Arbeit ist dieselbe. Der Unterschied zwischen der Summe der vorgeschossenen Löhne und dem Preis, welchen der Verbraucher bezahlt, musste der Kapitalsnutzen sein. In diesen Unterschied teilt sich der Fabrikant, der Grosskaufmann und der Kleinhändler, ebenso wie sie die Arbeit unter sich geteilt haben, das fertige Werk ist dasselbe, obgleich drei Personen und drei Bruchteile von Kapitalien anstatt eines dabei beschäftigt gewesen sind.

Neuntes Kapitel.

Die Klassen, die arbeiten, ohne dass der Wert ihrer Arbeit in einem von ihnen hergestellten Produkt sich darstellt.

Die Gesellschaft bedarf nicht nur der Reichtümer; sie wäre nicht vollständig, wenn sie nur Eigentümer oder Kapitalisten und produzierende Arbeiter in sich schlösse. Die Gesellschaft braucht Verwalter, welche im Innern auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiten und welche nach Aussen hin ihre Interessen vertreten; sie braucht Gesetzgeber, welche die einzelnen Rechte ihrer Mitglieder bestimmen, sie braucht Richter, die dafür sorgen, dass diese Gesetze beachtet werden, und Anwälte, die sie verteidigen. Sie bedarf endlich einer bewaffneten Macht, welche die Ordnung im Innern aufrecht erhält und nach Aussen zu Wasser und zu Lande Angriffe fremder Völker zurückzuweisen imstande ist. Diese ganze, dem Schutz dienende Bevölkerung, von dem obersten Beamten des Staats bis zum untersten Soldaten produziert nichts. Ihr Werk erscheint niemals unter einer greifbaren Gestalt und eignet sich nicht zur Aufspeicherung. Indessen würden ohne sie alle die Reichtümer, die die Arbeiter geschaffen haben, einer Zerstörung durch die Gewalt ausgesetzt sein, und die Arbeit würde aufhören, wenn die Arbeiter nicht darauf rechnen könnten, friedlich ihrer Früchte sich zu erfreuen.

Die Schützer der Bevölkerung leisten eine notwendige Arbeit, welche eine Belohnung erheischt; unter Umständen können sie der Klasse der Reichen angehören und als solche ein Einkommen haben, welches aus dem Eigentum sich bildet. Als Wächter aber arbeiten sie, sie sind Arbeiter und ihr Einkommen

besteht in dem jährlichen Wert ihrer Arbeit. Indessen wird dieses Einkommen ihnen nicht, wie dies der andern Arbeiter, durch das Nationalkapital bezahlt. Wenigstens sollte es nicht der Fall sein. Dieses Kapital darf nicht zerstört werden, es soll nur getauscht werden gegen greifbare Dinge, welche es im ganzen wieder darstellen und das Werk der Wächter hat keine greifbare Gestalt; es ist eines neuen Tausches, der es dauernd erhält, nicht fähig.

So muss man, um der Schutzbevölkerung die Mittel zum Leben zu gewähren, nicht das Kapital nehmen, sondern auf das Einkommen der Gesellschaft zurückgreifen, ein jeder muss seine Bedürfnisse um ein geringes einschränken, um damit seine Sicherheit zu erkaufen, umsomehr, als die Sicherheit auch ein Genuss an sich ist. Die Reichen bestimmten das aus ihrem Eigentum fliessende Einkommen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse durch die Verzehrung eines Teils der jährlichen Produktion. Sie verzichteten auf einen Teil dessen, was ihnen aus dieser Produktion zukommt als Entgelt für die ihnen gewährte Sicherheit, und die Wächter verzehrten diesen Teil, den die Reichen ihnen überlassen hatten. Die Armen bestimmten ihr Einkommen, d. h. den Lohn, welchen sie in Tausch für ihre Arbeit erhielten, zur Beschaffung der ihnen nötigen Unterhaltsmittel; sie waren damit einverstanden, dieselbe Arbeit zu leisten, dafür aber weniger Unterhaltsmittel zu erhalten, während der ihnen abgezogene Teil als Bezahlung für die öffentliche Ordnung von den Wächtern verzehrt wurde.

Aber da der Dienst, welchen die Schutzbevölkerung der ganzen Gesellschaft leistet, so gross er auch sein mag, von keinem besonders gefühlt wird, konnte er auch nicht Gegenstand eines freiwilligen Tausches sein. Die Gesellschaft selbst musste ihn bezahlen

und zu diesem Zwecke auf das Einkommen Aller eine Zwangsauflage legen. Die Macht an Stelle einer freien Wahl zerstörte bald jedes Gleichgewicht zwischen dem Wert der getauschten Dinge, jede Billigkeit unter den verhandelnden Parteien. Die Auflage wurde an die bezahlt, welche über die Macht in der Gesellschaft verfügten, um sie zu entschädigen dafür, dass sie über sie verfügten. Bald missbrauchten sie diese Macht. Schwer ruhte ihre Hand auf den Auflagepflichtigen, denen sie selbst die Höhe der Auflage vorschrieben; sie erhöhten die Zahl der bürgerlichen Beamten ebenso, wie die des Militairs, weit über das Bedürfnis hinaus, sie regierten viel zu viel, sie verboten viel zu viel denen, die sie zwangen, ihre Dienste anzunehmen und sie zu bezahlen, und die ersten Beamten der Bevölkerung, die dazu ausersehen waren, den Reichtum zu beschützen, waren häufig die Hauptwerkzeuge seiner Vernichtung. Wenn man die Verwaltung nur unter dem wirtschaftlichen Gesichtspunkte betrachtet muss man naturgemäss zu dem Grundsatze einer parlamentarischen Regierung kommen. Bei allen Geschäften zwischen Eigentümern und denen, denen sie eine Arbeit auftragen, wird über die Höhe des Lohnes zwischen den beiden Parteien verhandelt, aber bei dem Werk, welches die Schutzbevölkerung leistet, bestimmt der Arbeiter selbst seinen Lohn und zwingt den, dem er dient, ihn ihr zu bezahlen. Diese Bevölkerung dient nicht dem Einzelnen, sondern der Gesellschaft, es ist also Sache der Gesellschaft, Vertreter zu bestellen, die mit ihr verhandeln. Dies ist das Recht und die Pflicht der Abgeordneten des Volks in den freien Staaten; aber trotz ihrer Vermittelung giebt es wenige Völker, die nicht noch zu gut bewacht sind, weil noch sehr viel daran fehlt, dass die Abgeordneten die Interessen der von ihnen vertretenen so verteidigen, als ob sie ihre eigenen wären.

Die Gesellschaft bedarf ferner Arbeiten, welche dazu bestimmt sind, seelische Genüsse hervorzurufen: fast alle diese sind immaterieller Natur, dergestalt, dass ihr Gegenstand sich nicht aufspeichern lässt. Die Religion, die Wissenschaft, die Künste beglücken die Menschen. Um dieses Glück zu verbreiten, müssen die Veranstalter desselben arbeiten; aber diese Arbeit bringt keine greifbaren Früchte, denn man kann das, was lediglich das Gemüt anregt, nicht aufspeichern. Wenn man jeden Genuss einen Reichtum nennen will, so verschwindet dieser Reichtum in dem Augenblick, in dem er ins Leben tritt; er wird von Menschen verbraucht, ohne auch nur einen Augenblick aufbewahrt worden zu sein. So werden die beiden Thätigkeiten des Entstehenlassens und des Kaufens für seinen Gebrauch ausgeübt und bezahlt durch denselben Menschen, der sie verbraucht. Diese Arbeit lässt sich, wie die vorhergehende, nur einmal tauschen und zwar gegen das Einkommen; zwischen dem Entstehen ihrer Früchte und ihrer Vernichtung liegt kein Zeitraum, der ausreichen würde für das Dazwischentreten des Kapitals, für Kauf und für Verkauf.

Jeder Verbraucher teilt nach seinem Belieben sein Einkommen zwischen leiblichen und geistigen Genüssen; gewöhnlich ersetzt er durch einen freien Tausch mittelst seines Einkommens wechselseitig bald das Kapital der Produzenten, bald die Arbeit der Arbeiter, die man unproduktiv genannt hat. Diese verbrauchen ihrerseits den Teil der Produktion, auf welche die andern Verbraucher zu ihren Gunsten verzichtet haben.

Unter die seelischen Genüsse hat die Regierung auch solche gezählt, welche sehr nützlich für die Gesellschaft sind, die aber nicht genügend begehrt sind; sie hat gefürchtet, dass, wenn sie jeden einzelnen für

seine Religion und für seine Unterweisung würde bezahlen lassen, je nach dem Bedürfnis des einen oder des andern, die Religion und die Unterweisung vernachlässigt werden würden. Sie hat den freien Austausch unterdrückt, und sie hat zu Gunsten ihrer Diener, wie zu ihrem eigenen Unterhalt durch eine Zwangsauflage gesorgt. Die Folge davon ist dieselbe, die eintreten würde, wenn man die Arbeiter von denen unabhängig machen würde, für die die Arbeit angefertigt wird und die sie bezahlen: nämlich dass diese Arbeit schlechter gemacht wird, mit weniger Eifer und meist auch mit weniger Erfolg. In den Ländern, welche auf diese Übung verzichtet haben und in denen Religion und Unterricht dem freien Wettbewerb überlassen sind, hat sich keineswegs ergeben, dass die, welche sie bezahlen müssen, es an Eifer für die eine oder die andere fehlen lassen, während die, welche in diesen Berufen thätig sind, mehr Fleiss und Talent bewiesen haben.

Diese ernsthaften Genüsse des Geistes, ebenso wie die etwas leichterer Natur, wie Stegreifdichtung, Musik, Schauspiel, werden gegen das Einkommen der Armen ebenso eingetauscht, wie gegen das der Armen; die Einen verzichten auf einen Teil ihrer Unterhaltsmittel, die Andern auf einen Teil ihrer Luxusausgaben, um sich geistigen Luxus zu gestatten und der Teil des Konsums, welcher ihnen zukäme, geht auf die unproduktiven Arbeiter über, die somit ihren Platz einnehmen.

Man muss auch sagen, dass, wenn ein Volk Wissenschaften und Künste nicht zu seinen Reichtümern zählt, es doch die Gelehrten und Künstler dazu rechnen kann. Die Erziehung, welche sie genossen haben, die Achtung, welche sie sich erworben haben, haben der Kopfarbeit dieser Männer einen

grossen Wert verliehen; ihre Arbeit wird oft besser bezahlt, als die der geschicktesten Handwerker, und sie kann somit dazu beitragen, Wohlleben zu verbreiten. Im Allgemeinen ist die von den Arbeitern erworbene Geschicklichkeit eine Art feststehenden Kapitals, gleichviel, welcher Klasse die Arbeiter angehören.

Endlich bedarf die Gesellschaft gewisser Arbeiten, welche für den Körper des Menschen selbst, nicht für sein Vermögen besorgt sind. Diese Arbeiten können ebenso hoher wie geradezu knechtischer Natur sein, sei es, dass sie sich mit der Kenntnis der Natur und der Erforschung ihrer Geheimnisse beschäftigen, wie die der Ärzte, oder nur danach streben, gefällig und gehorsam sich den Wünschen eines Herrn zu erweisen, wie die der Kammerdiener. Alle diese Arbeiten sind für den Genuss bestimmt und unterscheiden sich von den produktiven Arbeiten nur dadurch, dass ihre Früchte nicht aufbewahrt werden können. Auch bilden sie, obgleich sie dem Wohlsein eines Volkes etwas hinzufügen, niemals einen Teil seines Kapitals; und das Einkommen dieser Klasse oder der Wert seiner Arbeit wird stets in Tausch gegen das Einkommen und nicht gegen das Kapital aller andern Klassen gegeben.

Die Unterscheidung, die wir zwischen produktiven und unproduktiven Arbeitern gemacht haben, wird von den Schriftstellern, welche letzthin über die Nationalökonomie geschrieben haben, nicht anerkannt. Sie sehen die Bezeichnung unproduktiv, welche ihnen Adam Smith gegeben hat, weil ihr Werk kein fassbares ist, gewissermassen als eine Beleidigung an, die man diesen sehr ehrenhaften Klassen angethan hat. Es wäre schwer zu unterscheiden, wenn man die beiden Ausdrücke produktiv oder unproduktiv richtig versteht, warum der eine ehrenvoller sein solle, als der andere,

aber der Unterschied zwischen den beiden Klassen ist ein thatsächlicher: die eine tauscht ihre Arbeit stets gegen das Kapital, die andere stets gegen einen Teil des Einkommens eines Volkes. Diese Unterscheidung ist notwendig, wenn man verstehen will, was das Kapital eines Volkes ist, und wie es einmal das Einkommen des Einen wird, das andere Mal das Einkommen des Andern ersetzt oder durch dieses ersetzt wird. Alles Übrige ist nur ein Streit um Worte, bei dem es sich nicht lohnt, sich aufzuhalten.
